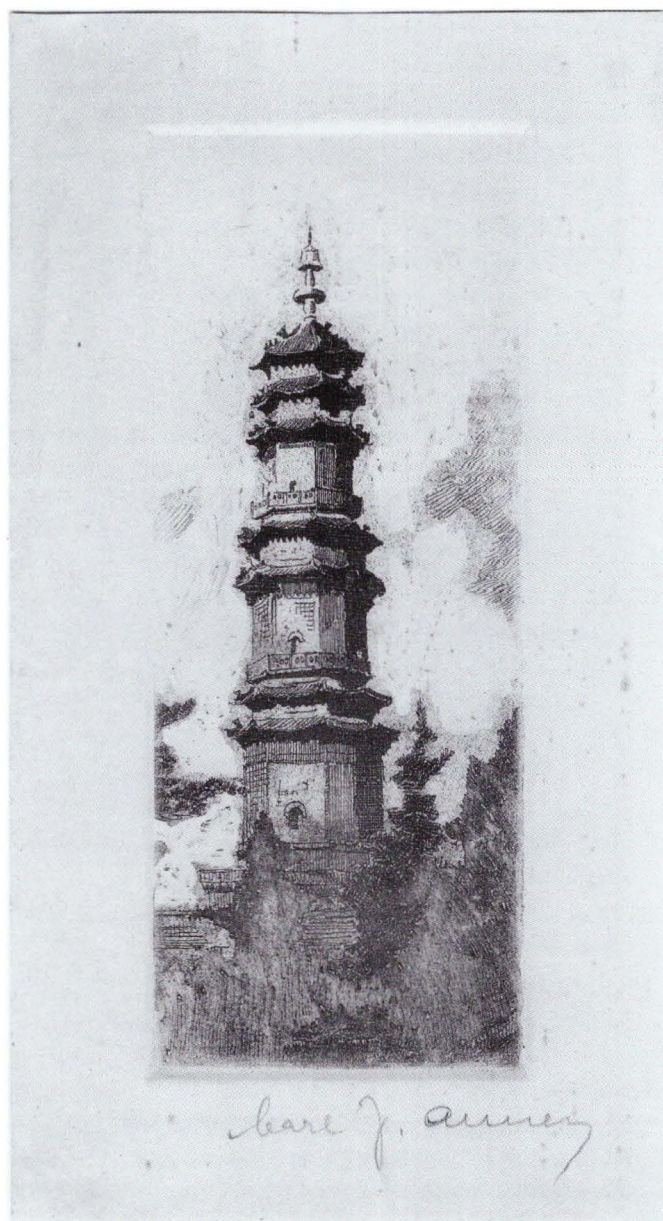
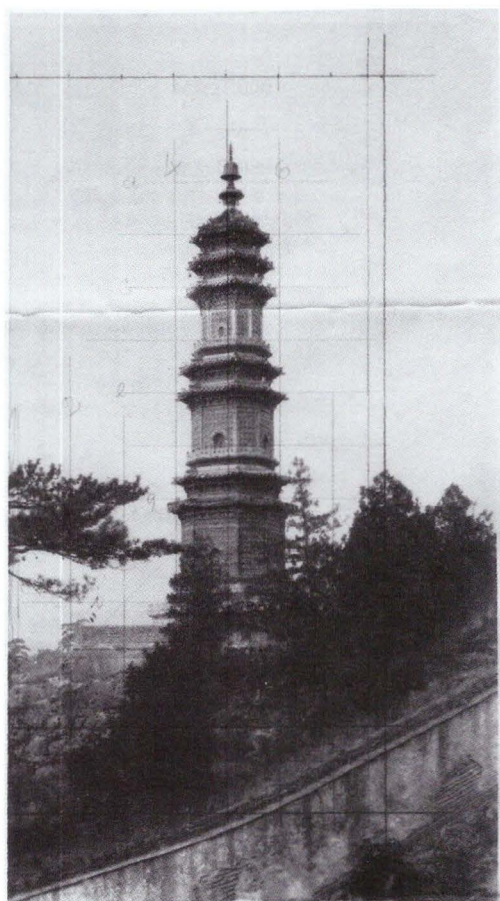


StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



April 2007

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto des StuDeO Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF
Kontoführung: Carl Friedrich, Schatzmeister

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in
the form of checks – made out to Franz T. Geyling –
to Franz T. Geyling, PhD

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 100 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt der Schatzmeister Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Karin Bolognino.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten (pauschal € 25,00 pro Tag), richten Sie bitte an die Verwalterinnen Renate Jährling oder ***.

Impressum

HERAUSGEBER
Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

REDAKTION
Ernst Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOs erscheinen dreimal pro Jahr.

Redaktionsschluß jeweils 15. Februar / 15. Juli / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling.

Titelbild – Pagode an der Jadequelle in den Westbergen von Peking, rechts eine Federzeichnung von Carl J. Anner (um 1930), links die von ihm als Vorlage benutzte Fotografie. – Siehe auch „Zum Titelbild“, S. 3-5.

(*) Hinweis:** der Klurname des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Dieter Lorenz-Meyer

STELLV. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle

Renate Jährling

SCHATZMEISTER

Carl Friedrich

SCHRIFTFÜHRERIN

Karin Bolognino

REDAKTION

Ernst Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

KONTAKTE SHANGHAI

Peter Cortum

KONTAKTE SÜDCHINA

Pastor Reinhard Gilster

Zum Titelbild

Verbundenheit mit Peking über drei Generationen

Jörn Anner

Ich war überrascht und hocheifrig, als vor einigen Monaten eine Sendung des StuDeO-Archivs eintraf, die die Kopie einer Federzeichnung meines Onkels Carl Julius Anner enthielt.¹ Carl Anner lebte in Peking in den 20er und 30er Jahren, wo er als Architekt tätig war. Die Zeichnung zeigt die Porzellanpagode, eine der Pagoden an der Jadequelle in den Westbergen von Peking, entstanden wahrscheinlich um 1930. Mir war so, als hätte ich die Zeichnung schon irgendwo einmal gesehen. Als ich daraufhin in meinem kleinen „Privatarchiv“ stöberte, fand ich zwar nicht die Zeichnung, wohl aber ein altes Foto von der Pagode, das zweifellos meinem Onkel damals als Vorlage gedient hat, zumal da es mit „Planquadraten“ versehen ist, die mit Bleistift aufgetragen wurden.

Diese unerwartete Entdeckung weckte Erinnerungen an meine Kindheit in Peking und an einen Onkel, den ich besonders gern hatte. Im Geist sehe ich Onkel Carl noch heute – irgendwo, im Sommerpalast, im Jagdpark, am Kohlenhügel – auf seinem Hocker sitzen und skizzieren (er zeichnete viel nach der Natur), während ich, der vier- oder fünfjährige Knirps, in seiner Nähe spiele. Onkel Carl, der Zeichner, nahm mich öfters mit auf seine Zeichenausflüge, wie später, als er eine zeitlang bei uns wohnte, Onkel Carl, der Architekt, mich stundenlang zuschauen ließ, wenn er an seinem Reißbrett saß und Pläne zeichnete. Mit viel Geduld beantwortete er die vielen Fragen, mit denen sein kleiner Neffe ihn fasziniert bombardierte. Onkel Carl war mein Vorbild. Später einmal werde auch ich ein Architekt sein!

Carl war nicht der erste Anner in Peking. Sein Bruder Con kam schon einige Jahre früher dorthin. Conrad Wilhelm Anner war das älteste der fünf Kinder des Predigers Edmund Anner und seiner Frau Anna: Conrad, Carl, Clara, Hedwig und Walter. Con, geboren 1889 in Berlin, studierte Architektur an der Technischen Staatslehranstalt in Chemnitz. 1909 wanderte er nach Amerika aus, wo er während des Ersten Weltkriegs bei der Bostoner Firma Coolidge & Shattuck tätig war, einem Ar-

chitekturbüro von hohem Ansehen. Nach Kriegsende erhielt Con den Auftrag, in Peking als leitender Architekt den Bau eines neuen Hospitals, des „Peking Union Medical College“ (P.U.M.C.) unter der Schirmherrschaft der Rockefeller Stiftung zu übernehmen. Er traf im Juni 1919 mit seiner Frau Carrie, der Stieftochter Marion und dem zweijährigen Sohn George („Buddy“) in Peking ein. Die Errichtung des Hospitals auf einem Gelände, das einst einem chinesischen Prinzen gehörte, war ein gewaltiges Projekt: zwölf Jahre später erst kehrte Con nach Fertigstellung des Hospitals nach Amerika zurück. Damals oft als das „schönste Hospital in der Welt“ beschrieben, verband der Gebäudekomplex mit seinen prachtvoll geschwungenen Dächern mit ihren grün-glasierten Dachziegeln den Stil eines chinesischen Palastes mit eher zweckgerichteten Stilelementen des Westens.



*P.U.M.C. Grundsteinlegung 1922. Links Conrad Anner, hinter dem Grundstein der Architekt Friedrich W. Basel
Quelle: StuDeO-Fotothek P6642*

Für Con und seine Familie war es ein neues Leben: Bald schon zogen sie in eines der schönen Häuser, die für das Klinikpersonal errichtet wurden; die Kinder gingen in die neue amerikanische Schule (P.A.S.), die ebenfalls von Con geplant und gebaut worden war. Con, ein guter Klavierspieler, ließ sich einen Flügel aus Deutschland kommen; Sommerferien in Peitaiho, alle vier Jahre Heimaturlaub. Während seiner Peking-Jahre diente Con auch der chinesischen Regierung als architektonischer Berater unter anderem bei der Restaurierung von Teilen der Verbotenen Stadt, aber auch dem Architekten Frank Lloyd Wright als Berater bei dessen Entwurf des erdbebensicheren „Imperial Hotels“ in Tokyo. In den letzten Jahren seines

¹ Aus dem Nachlaß von Gottfried Borkowetz, Brückenbauer in China (siehe StuDeO-INFO Dez. 2004, S. 12-14).

Aufenthalts in Peking mietete sich Con ein Sommerhaus in den Westbergen, in Patachu. Er genoß es, hier seine Freizeit zu verbringen. Sogar seinen Flügel ließ er sich dorthin bringen. Die chinesischen Träger schleppten ihn übrigens die zwanzig Meilen zu Fuß, die zwischen Peking und Patachu liegen!

1922 folgte Carl Julius seinem Bruder Con nach Peking. Carl, 1891 in Berlin geboren, hatte wie Con in Chemnitz Architektur studiert. Er arbeitete zunächst auch am Krankenhaus-Projekt mit, machte sich aber nach einigen Jahren selbständig. Zu seinem größten Erfolg wurde der Bau der Staatsbibliothek, es folgten weitere Aufträge, darunter Teile des Biologischen Instituts und der Tsinghua-Universität sowie der Katholischen Universität (Fu Jen). Er heiratete Johanna Kramer, die zu seiner Kirchengemeinde in Deutschland gehörte. „Jo“ hatte in Peking einen „Amerikanischen“ Kindergarten eröffnet, den sie sehr erfolgreich leitete.



*Familie Anner: Carl und Johanna, Conrad und (vorne) Vater Edmund. Peking, 1927/1928
Quelle: StuDeO-Fotothek P6641*

Noch bevor Con Peking verließ, konnten die Brüder ihren Vater in Peking willkommen heißen. „Opa Anner“ war als „weltreisender Prediger“ bekannt. Er hatte unter anderem schon zwei lange Studienreisen in das Heilige Land und Ägypten unternommen sowie Vortragsreisen durch die achtundvierzig Staaten der USA, diese allerdings zum Zweck der Mittelbeschaffung für seine junge Methodistenkirche in Deutschland. Nun wollte er seine beiden Söhne in Peking besuchen, aber auch Chinas Kultur und Religionen besser kennenlernen. Ein Zeitungsbericht von 1928 über einen seiner Vorträge nach seiner Rückkehr enthält folgende Würdigung:

„ ... Kein Besserer hätte zu dem Lichtbildervortrag über chinesische Kultur, chinesische Religiosität und über das chinesische Volk gewonnen werden können als Herr Prediger Edmund Anner, der nicht nur wiederholt den Orient nach den verschiedensten Richtungen zum Teil als Reiseführer durchstreift hat, sondern jetzt erst im Mai von einer Reise nach China zurückgekehrt ist. Zwei Söh-

ne hat der Redner in Peking, der Hauptstadt des Riesenreiches, in einflußreichen Stellungen, die ihm halfen, überall Eingang zu erhalten, und die ihm sein eingehendes Studium aller Sehens- und Wissenswürdigkeiten erleichtern konnten. So hat er denn in Muße die bedeutendsten Baudenkmäler und charakteristischen Szenen aus dem chinesischen Volksleben, wie es sich besonders in der Hauptstadt zeigt, im Bilde festgehalten, und diese Aufnahmen als Disposition seines Vortrages benutzt. Wenn man die Kultur der Chinesen recht würdigen will, so führte der Redner aus, so muß man sich vor allem vergegenwärtigen, daß die ganze Atmosphäre, von der man im chinesischen Reich umgeben ist, tiefe Religiosität atmet. ...”

Bald zog es nun auch den dritten und jüngsten der drei Brüder in den Fernen Osten. Enttäuscht von der wirtschaftlichen und politischen Lage in der Heimat und ermutigt durch Berichte seiner Brüder, beschloß mein Vater, Walter Otto Anner, mit seiner Frau Olga und seinem kleinen Sohn – das bin bzw. war ich! – sein Glück in China zu versuchen. Und so kamen wir nach unserer Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn 1932 in Peking an. Ich war damals drei Jahre alt. Con hatte Peking schon verlassen. Aus dieser Zeit stammen meine frühesten Erinnerungen: an Onkel Carl, an Tante Jos Kindergarten, in dem ich bald Englisch lernte, an unsere Wohnung im Baselhaus am Eingang zum deutschen Schulgelände (Legationsstraße Nr. 6), an die fremden, doch freundlichen Chinesen (sie nannten mich wegen meiner fast weißblonden Haare „den kleinen Greis“), an Wochenenden in Carl und Jos Sommerhaus in den Westbergen direkt neben dem ihrer engen Freunde, der Familie Basel.

Nach einer nicht gerade erfolgreichen Periode im Restaurant-Business (er führte das „Restaurant Royal“) trat mein Vater in die Firma E[rnst] Clémann ein, wo er tätig war, bis wir China viele Jahre später verließen. Frau Clémann, die Inhaberin, damals gerade verwitwet und Mutter dreier Töchter, Rosi, Mimi und Marthali, brauchte einen Manager für ihr Juweliergeschäft und die Silberschmiede, angesiedelt im Baselhaus.

Es war eine ereignisreiche Zeit: Onkel Carl starb 1937, während wir auf Heimaturlaub in Berlin waren; zurückgekehrt fanden wir ein Nordchina in den Händen der Japaner vor. Die ländliche Umgebung wurde von „war lords“ beherrscht (wir nannten sie Banditen), die Unsicherheit und Terror verbreiteten. Frau Clémann hatte Con als Mieterin des Sommerhauses in Patachu abgelöst – ich erinnere mich an schöne Zeiten hier besonders für uns Kinder: Ferien, Ostereiersuchen usw. –, doch bald

wurde es auch zu gefährlich, sich in diese Gegend zu wagen. Und schließlich der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Bald waren wir vom Rest der Welt abgeschnitten. Währenddessen wurden mein Bruder Bernd (1939) und meine Schwester Bärbel (1940) geboren. Meine Schuljahre in der Deutschen Schule in Peking – zahllose Erinnerungen: unsere Lehrer, Schulkameraden, Sportwettkämpfe, Ausflüge u.a. auf Fahrrädern um die Stadtmauer herum (!) oder zum Zeichnen mit Dr. Weiß, Weihnachtsaufführungen, Krippenspiele, Werkunterricht, meine Abschlußprüfung 1943 ...



*Konfirmation im Hause Clémann 1941. Kinder v.li:
Jörn Anner, Friedel Heiss, Marthali Clémann, Eva Dello.
Dahinter: Hermann u. Eleanor Consten, Walter Anner,
Franziska Marschall, Olga Anner, Herr Schmidt,
Marianne Lemmer, Dr. Gottfried Weiß*

Quelle: StuDeO-Fotothek P4521

Geschäftlich war es eine schwere Zeit für die Eltern, aber trotz des Krieges blieb das Leben in der deutschen Gemeinde rege. Wir wohnten nun im ersten Stock über dem Deutschen Klub (neben uns Ernst und Hilde Jährling mit Familie). Meine Eltern, besonders mein Vater, beteiligten sich aktiv an den Veranstaltungen im Deutschen Klub, z.B. als Zeremonienmeister bei Feiern, Bällen usw., als Schauspieler („Die Deutschen Kleinstädter“) oder als Organisator (Weihnachtsbasare). Mit dem Ende des Krieges kamen die amerikanischen Besatzungstruppen. Wie so viele verloren auch wir unsere Wohnung und zogen zum zweiten Mal ins Baselhaus. Viele Deutsche wurden repatriert. Aber das Geschäft blühte, die Silberschmiede arbeitete mit Volldampf, Waren aus aller Welt gab es wieder zu kaufen. Ich begann das Studium der Chemie an der Fu Jen Universität (in Peking gab es keine Möglichkeit, Architektur zu studieren). Eine zeitlang sah die Zukunft rosig aus.

1948 kam Con noch einmal für wenige Monate nach Peking zurück, diesmal als Architekt für die amerikanische Regierung. Es ging um eine Durchführbarkeitsstudie für ein neues Gesandtschaftsgebäude; der Plan wurde jedoch bald aufgegeben.

Schon drohten die wilden Haufen Mao Dse Dongs

einzufallen, und Anfang 1949 fiel ihnen Peking zum Opfer. Es folgten schwere Jahre: Wieder verloren wir unsere Wohnung, die Firma E. Clémann wurde zwangsweise liquidiert. Unser guter Freund, der Journalist Erich Wilberg, kam noch Tage vor der Einnahme der Stadt im Kreuzfeuer vor der Stadtmauer ums Leben. Ich konnte zwar noch mein Studium beenden, aber ohne jegliche Aussicht, auf meinem Gebiet Arbeit zu finden. Ohne Vaters Einkommen konnten wir hier nicht mehr bleiben. Es gab nur noch eine Lösung: das Land, in dem wir die letzten dreißig Jahre verbracht hatten, das Land meiner Kindheit, mußten wir verlassen. Mein letztes Jahr in China verbrachte ich in Tientsin, wo ich eine Stellung als Buchhalter in der Exportfirma von Werner und Jonny Haesloop und einem chinesischen Partner gefunden hatte.

Es war nicht leicht, von der chinesischen Behörde in Tientsin ein Ausreisevisum zu bekommen, aber endlich stand ich nach einer strapaziösen Zollkontrolle an Bord eines Schiffes und sah den Bund in Tientsin langsam im Morgengrauen verschwinden (der Rest meiner Familie, der in Peking geblieben war und dem die Ausreise zuerst verweigert wurde, folgte mir zwei, drei Wochen später nach). Das Ende einer Ära. Was wird aus diesem China, dem Land meiner Kindheit und Jugend werden? Ist dies das Ende für die China-Anners?

Zum guten Schluß: Unsere Familie verließ China 1951 und wanderte nach Australien aus, wo wir heute noch leben. 1955 heiratete ich Diana Gartner, die Tochter von Rudolf Gartner, dem einst der „Kodak Shop“ in Tientsin gehörte. Mit unseren drei Kindern und deren Familien leben wir in und um Melbourne. Mein Bruder Bernd und meine Schwester Bärbel sind, ebenfalls mit ihren Familien, in Sydney zu Hause.

Mein Vater starb 1977, meine Mutter 1987. Onkel Cons nächstes Projekt in den USA, wohin er 1931 zurückgekehrt war, war der Wiederaufbau der historischen Stadt Williamsburg. Er starb Heilig Abend 1960 in Washington DC. Seinen Sohn „Buddy“ (meinen Vetter George) lernte ich erst 1990 kennen, als wir ihn in Illinois besuchten. Er war Professor of Electronics an der University of Illinois, im Ruhestand. Es entwickelte sich ein reger Briefwechsel. Buddy starb 2004 in Urbana Ill. 1992 unternahmen wir eine „Sentimental Journey“ nach China, besuchten Peking, Tientsin, Peitaiho und andere Gegenden Chinas. In Peking fand ich das P.U.M.C. und die alte Staatsbibliothek noch in sehr gutem Zustand vor.

2006 war ich wohl ein letztes Mal in Peking. Verbundenheit! Das Baselhaus steht immer noch!

Als Pfarrer in Niederländisch-Indien*

Otto Kübler

Es muß doch eine ungeheure, erdhafte starke Bindung und Strömung des Blutes sein, die uns gegen alles Überlegen und Besserwissen zum Quellpunkt unsres Lebens zurückzieht, selbst in rein geographischer Beziehung. Warum ließ ich alle anderen Stellen im Ausland, die mir angeboten waren, und fuhr steif diesen politisch bisher so unbedeutenden, aber gewaltig großen Inseln zu? Weil mein Vater einst hierher gesandt wurde¹ und die kleine Insel Nias an der Westküste Sumatras meinen ersten Lebensprotest vernommen hat? So leiten uns geheime Unterströmungen und Triebkräfte, und wir sind dabei stolz auf unsre „Entschlußkraft“ ... Ich fuhr nun im April 1936 den Weg nach 28 Jahren wieder zurück, den ich einst als Kind in das deutsche Vaterland geführt wurde ...

Und dann kam das große Erlebnis Sumatra, das ich mir nicht selbst erwählt hatte. Vier Monate lang mußte ich dort ohne Geld warten, bis die finanztechnische Seite meines Auftrags geregelt war, und da auf Sumatra ein verwandter Missionsarzt seine treue Arbeit tat, war es ganz natürlich, in einem Gebiete zu warten, wo meines Vaters Name allgemein bekannt war. Auf Java dagegen, wohin meine Schiffskarte lautete und mein Auftrag mich zunächst führte, kannte ich niemand, und von der zufälligen Güte fremder Menschen und Konsulate wollte ich nicht abhängig sein, von der viel teuren Lebenshaltung auf Java ganz abgesehen.

Von der Schönheit und Mächtigkeit des malaiischen Archipels macht man sich ja gar keine Vorstellung. Es ist ein smaragdnes Märchen, das da aus Meeresflimmer immer und immer wieder in unzähligen, leise geschwungenen Inseln zu jenem kühnen wundervollen Bogen aufsteigt, der erst den Richtungsbefehl der Malakka-Halbinsel elegant befolgt, um sich dann, vom Kommando weit genug entfernt, sanft von ihm zu lösen und sich in lässigem Schwung Neu-Guinea zwiespältig zuzuwenden, wobei die eine geballte Hand Borneo, die andere in fingerspreizender, echt malaiischer Tanzhaltung das vielgliedrige Celebes bildet. Wie gesagt, es seien die schönsten Kolonien der Welt, und außer Japan habe ich bisher auch nichts Herrlicheres gesehen. Dabei vereinigt sich Anmut und Lieblichkeit mit der Wucht und Schwere unermeßlicher Urwälder, weitgeschwungene Natur mit

mächtigen Tälern und Strömen mit der Größe einer imposanten Ausdehnung. Legte man die Inselkette über den nordamerikanischen Kontinent, so würde sie noch an beiden Seiten weit in die Ozeane hinausreichen. Wenn ich nur auf Java etwa von Batavia nach Soerabaja zum Gottesdienst fahre, so lege ich die Strecke Amsterdam-Genua zurück, ohne auch nur daran zu denken.



Reisterrassen auf Java

Quelle: StuDeO-Fotothek P5233

Dabei hat jede der Inseln und Inselchen ihre besondere Eigenart. Borneo ist zu zwei Dritteln eine ungeheure Sumpfebene mit einer Fülle von Strömen, die jeden europäischen Strom, auch den Rhein an seiner Mündung, lächerlich kleinbürgerlich erscheinen lassen. Tag um Tag fährt man im kleinen Motorboot, bis man die nächste Ansiedlung erreicht, und nach acht Tagen erst kommt man flußaufwärts an die ersten Stromschnellen und hochragenden Gebirge. Celebes umschlingt mit feinen Gliedern liebliche Meeresbuchten, in seinem Herzen, im Lande der heidnischen Toradjas, wo ich eben mit die eindruckvollsten Tage meines Lebens erlebte, hat die romantische Schönheit und Sehnsucht sich selbst verwirklicht, schickt kühne, kahle Kalkfelsen in selbständiger Klarheit zum Himmel, bildet bizarre, unwahrscheinlich groteske Felsentäler und Mondlandschaften. Dann wieder jene kleine Märcheninsel Bali, wie ein Stück lebendes Museum, wo die berückende Schönheit der Landschaft einem weichen, sanften Volksleben zwischen Tausenden von wunderbaren Tempeln unter uralten Riesenbäumen wie selbstverständlich die Hand reicht, wo klassisch gebaute Menschen auf stillen Pfaden zu Opferstöcken und Flüssen wandeln und zum Glück

¹ Als Missionar der Rheinischen Mission.

noch nicht wissen, was eigentlich alle die fremden, hastigen Weißen in ihr gesegnetes Land treibt. Java dagegen ist die alte Kultur mit alter, bekannter Geschichte, mit streitenden, blühenden und verfallenen Reichen, mit vierzig Millionen Menschen – der ganze Archipel hat deren sechzig –, mit ragenden Vulkanen und künstlerisch angelegten Reisterassen, die meilenweit die Hänge hinaufklettern und ihre Wasserflächen durch üppiges Grün als blankes Silber gegen den Abendhorizont aufblitzen lassen. Java ist die anerkannte, verwöhnte und liebe Königin der Insulinde, und erst allmählich strebt Sumatra, das menschenleere Reich der Urwälder und dunklen, langgestreckten Bergmassive, zur Stellung einer begehrten Konkurrentin empor, noch alle Möglichkeiten reicher Entwicklung im Schoße bergend. Elefanten gibt es hier und Tiger, Orang-Utans und geheimnisvolle Waldnomadenvölker, Gold und Erz, Petroleum und vor allem eine weite, fast bedrückende Einsamkeit.



Ein Batakhaus auf Sumatra

Quelle: StuDeO-Fotothek P4809

Ich hatte das Glück, gleich an das Kleinod Sumatras, den 900 m hoch gelegenen Toba-See zu kommen. Dort ist das Herz der stolzen, herben, erhabenen Bataklande und zugleich das der deutschen Rheinischen Mission, die hier eine gewaltige Leistung vollbracht hat. 300.000 Bataker sind heute evangelische Christen – wäre die Mission nicht gekommen, so wären sie heute Mohammedaner –, am Sonntag läuten die Glocken von den reizvoll in die Landschaft komponierten Kirchlein. Durch die üppigen Fluren ziehen die leuchtenden Flecken der buntgekleideten Mädchen, Männer und Frauen. Frisch klingen gute deutsche Choräle in den lachenden Gottesgarten hinaus, lebendig geben sie Antwort auf Fragen, die unsre deutsche „Christenheit“ meist nicht mehr beantworten könnte. Bläserchöre spielen hinunter in die Tiefe der Flüsse und Ebenen; über den von Mauern und Hecken umfaßten „Hutas“, den kleinen Dörfern, wiegen sich friedlich hohe Bambuskronen und schlanke Palmen. Kein Kopf wird mehr geschlagen, niemand muß mehr mit der Waffe auf sein Reisfeld,

in stetiger Angst vor dem oft nur ein paar Hundert Meter entfernten Nachbardorf. Frieden atmen die verschlungenen Pfade, Friede der blaue Himmel darüber, Friede das wechselvolle Spiel der Sonne auf kunterbunter Dorfstraße mit ihren edelgeschwungenen, großartig geschnitzten Pfahlhäusern zur Seite, und Friede strömt aus der Tiefe und Weite des großen Lebensspenders zwischen den Bergen, auf den alles pulsierende, grüne Dasein der üppigen, kühlen Hochtäler hinfließt, des Toba-Sees. Die holsteinischen Bauernaugen des gedrunghenen, charakterfesten und so kühnen deutschen Missionars Nommensen (1834-1918) waren die ersten blauen Augen, die diese überwältigende Pracht schauten und dessen Vision des Gottesfriedens über diesem Paradies in fünfundsiebzig Jahren zähester Arbeit des Glaubens und auch deutscher Kultur sich zur Wirklichkeit formte. 90 km dehnt sich die grünblaue Fläche des Toba-Sees in die Länge, seine Tiefe galt bisher als unbekannt, weil unmeßbar, ungeheuer ist dieser größte Kraterkessel der Welt, der heute seine Schlünde so lieblich unter den Fluten des Sees verbirgt ...

Und endlich war es möglich, nach Batavia auf Java weiterzufahren, über das freie, lebendige Singapur, das eine fast ausschließlich chinesische Stadt geworden ist. Ich wundere mich eigentlich über nichts mehr, weil jeder Tag voll neuer Wunder ist und die Seele sich wehrt gegen die Überfülle der Gedanken und Bilder. Auch Angst kenne ich nicht mehr, nachdem ich auf Sumatra drei- oder viermal nahe am Tode vorbeiging, durch Autounfälle und Absturz. Einmal lag plötzlich auf abseitigem Graspfad zwischen hohen Erdwänden drei Meter vor mir eine Riesenschlange, die aufschreckt, mich ansieht, aber dann die Flucht in den Bach vorzieht und so ihre, ich schätze, 7 m Länge herrlich offenbart. Ich habe mich auch an große Maße gewöhnt, seitdem mich auf Sumatra der „Hoofadministrator“ eines großen Pflanzungskonzerns, der Deutscher ist und Pfarrersohn, eine Woche lang auf Inspektionsfahrt mitnahm, durch nimmer endende Kautschukwälder, durch Ölpalmen- und Tabakplantagen, durch Fabriken mit eigenem Eisenbahnbetrieb von 100 km Länge, durch Häuser von Verwaltern, die wie Fürsten wohnen und denen die Weite im Wesen liegt. Dieser eine Mann, deren es Dutzende in den Ebenen des nordöstlichen Sumatra gibt, hat über 80.000 Hektar unter sich und befehligt 63.000 Kulis, um von anderen Zahlen ganz zu schweigen. Ist es ein Wunder, wenn solche Männer es in der freundlichen Enge der Heimat nicht mehr aushalten und immer ein paar Monate nur dort weilen wollen?

Im September 1936 begann ich also meine Auf-

bauarbeit, auf Java zuerst. Es wohnen hier, alles in allem, noch zwischen 3.000 und 4.000 Reichsdeutsche, während es vor dem Kriege gegen 10.000 waren. Ich bin der erste offizielle deutsche Pfarrer im Archipel, der es nun nach jahrhundertelanger Verwahrlosung in diesem Zipfel der Welt unternehmen soll, diese Deutschen kirchlich zu erfassen und zu selbständigen Kirchengemeinden zusammenzuschließen. Ich habe das nun nach einem Jahr glücklich geschafft, ein Jahr, das so reich an Mühsal und Arbeit, an Freude und Dankbarkeit, an strahlender Schönheit und Wonne der fremden Welt war wie kaum eines zuvor. Alt durfte man nicht sein dafür, auch nicht verheiratet, und gerade auch der Körper mußte elastisch und gehorsam sein in einem Maße, wie das die kleinen Räume und Verhältnisse eines gemäßigten Klimas und des reich gegliederten Europas nicht kennen. Und dann steht man ja ganz allein gegenüber einer Flut von Menschen und Dingen, die neu, ungewohnt sind, die die Trägheit der Tropen in Gliedern und Seele haben, die freundlich und liebenswürdig sind, aber doch eingeschlafen und im Grunde uninteressiert an geistigen Entscheidungen tiefster Art.

Was also die Deutschen in der Insulinde angeht, so waren sie seit Anbeginn der holländischen Kolonisation im 16. Jahrhundert stark am Aufbau beteiligt, ohne je entsprechend gewürdigt worden zu sein. Hamburger sind schon mit den Portugiesen hierher gefahren, als diese Inseln noch portugiesisch und spanisch waren.² Das holländische Militär rekrutierte sich zeitweise bis zu drei Vierteln aus Deutschen. Auf all den Gefallenendenkmälern, im wilden Atjeh auf Nord-Sumatra oder auf Inseln wie Lombok und Bali, findet man eine Fülle deutscher Namen. Was für eine tragische Geschichte hat hier allein das Regiment „Württemberg“ erlebt (vgl. Prinz: Das württembergische Kapregiment,³ Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart), wo von 3.000 Mann nur 500 die Heimat wiedersahen und dessen Offiziersnamen wie „von Wolzogen“, „Hügel“, „Gaupp“ etc. noch heute unter den holländischen Beamten zu finden sind! Wie viele dunkle indische Kinder tragen alte deutsche Namen, wie ist man erstaunt, plötzlich im „Kampong“ (dem Eingeborenenort) braune Menschen zu finden, die „Ludendorff“, „von Arnim“, „von Dessau“ usw. heißen oder auch „Öfele“, „Hübner“, „Luther“ und dergleichen! Noch heute heißt die Ka-

serne der Feldpolizei in Semarang die „Württembergische Kaserne“, weil hier einst eine Kompanie des Kapregiments stationiert war, bis sie elendiglich verkam.

Auch bei der kulturellen, nicht nur der militärischen Erschließung des Landes waren Deutsche hervorragend beteiligt. So stammt das Schienennetz von Krupp, das Forstwesen ist von Deutschen eingeführt, Junghuhn [*Arzt und Naturforscher, 1809-1864*] war mit andern Deutschen der Mann, der durch Forschung und Tat das ganze Plantagenwesen erst möglich machte und das Risiko allein lief. Die hygienische und ärztliche, auch tierärztliche Betreuung, die sprachliche, geographische, geologische und ethnographische Erschließung lag weithin in deutschen Händen, der berühmte botanische Garten in Buitenzorg wurde von einem Deutschen geschaffen,⁴ die Sanierung von Batavia und Dehli auf Sumatra ist Deutschen zu verdanken, vier General-Gouverneure des Archipels waren Deutsche oder deutscher Abstammung. Im paläontologischen und vulkanologischen Dienst sind es heute noch Deutsche, die ihr Wissen und ihr Können zur Verfügung stellen. Aber die Früchte ernteten natürlich immer die Herren des Landes, die seit Jahrhunderten in einem seltamen Glück das Land ungestört behalten konnten und sich ihr Glück allzu gerne als Verdienst anrechnen. Durch diese Kolonien ist Holland reich geworden.

In diesem äußeren Rahmen also vollzieht sich meine Arbeit. Die mich am meisten fesselnden malaiischen Völker der Inseln kann ich dabei übergehen. Nur das sei im Vorbeigehen gesagt: Die Malaien sind eines der sympathischsten Völker der primitiveren Welt. Immer still und geräuschlos, immer sanft und geduldig, immer schicksalsergeben, dabei unglaublich anspruchslos und bescheiden (es gibt Regierungsplantagen, wo die Leute 4 Cent am Tage verdienen!). Und alle im Blute oder im früheren Hinduismus ertrunkenen Energien machen sich nur selten einmal in einem jähen Mord oder hinterhältiger Vergiftung unlieber Vorgesetzter Luft.

In dieser überaus eigenartig und vielfältig zusammengesetzten Welt also bewegt sich nun der deutsche Mensch, auf den ich als der Germanenmissionar losgelassen bin. Ich begann damit, in den größeren Städten Javas deutsche Kirchengemeinschaften innerhalb der holländisch-protestanti-

² Bis zur Gründung der „Vereinigten Ostindischen Compagnie“ (VOC) 1602.

³ Das in Diensten der VOC stehende Regiment wurde um 1800 vom Kap hierher verlegt, daher der Beiname.

⁴ Der Botanische Garten, noch heute einer der schönsten der Welt, wurde um 1820 von Caspar Reinwardt (1773-1854) angelegt.

schen Kirche aufzubauen, was eine Unzahl von Besuchen und eine große Anpassungsfähigkeit verlangte, ohne seiner Sache untreu zu werden. Ich suchte manchmal bis zu 200 Familien in einem Monat auf, jede aus einem andern Gebiet Deutschlands oder der Welt. Denn meist haben diese Deutschen, die schließlich hier gelandet sind, ein abenteuerliches Leben hinter sich, als Marineoffiziere, als Matrosen, als Kaufleute, als Flieger, als ehemalige Schutztruppler aus Afrika oder Tsingtau, als Internierte in Australien, Japan und weiß nicht wo noch. Kunterbunt geht es durcheinander nach sozialer Schichtung, nach kirchlichen und politischen Ideen im einzelnen, die einen haben pietistische, die andern liberale oder verschwommene oder gar keine Vorstellungen von Pfarrer und Kirche. Auf Gesangbuch und Bibel trifft man eigentlich fast nirgends.



Java: Blick aufs Meer

Quelle: StuDeO-Fotothek P5294

Auch geographisch wird man hin und her geschüttelt. Ich soll Gemeindepfarrer von vier bis fünf größeren Städten zugleich sein, die zudem durch riesige Entfernungen voneinander getrennt sind. Ich soll aber ebenso die vielen einzeln wohnenden Deutschen in den Bergen und Dörfern, an den Küsten, in den Sümpfen und auf den Inseln betreuen. So reist der Pfarrer in kurzen Hosen, mit Tropenhelm und dunkler Brille bald per Fahrrad, bald per Eisenbahn, bald per Auto, Schiff oder Flugzeug, bald per pedes apostolorum. Bald ist er in 2.000 oder 3.000 m Höhe auf irgendeiner der traumhaft schönen Plantagen vor urwaldbedeckten oder vulkanischen Bergen, wo abends die offenen Kaminfeuer prasseln, bald auf asphaltierten Straßen oder Kampongwegen der glühend heißen Küstenstädte, immer unterwegs, immer aus Koffern lebend, ohne Küster und helfende Sitten, ohne Schreibhilfen und Kirchenämter, ohne eigene Kirchen und Registraturen, ohne Studierzimmer und Telefon. Die Gesangbücher muß er selbst mitschleppen, Bibeln

gibt es erst recht nicht, und all die sich häufende Schreiarbeit, die Berichte, die Predigtvorbereitungen, die Absprachen wegen Taufen und Trauungen und Gottesdiensten mit allem Kleinkram muß er bei Fremden zwischen Bett, Tür und Angel erledigen.

Aber nun gibt es in allen Städten deutsche Kirchengemeinderäte, deutsche Kirchengemeinschaften und regelmäßige Gottesdienste, und auch ich habe endlich einmal in Bandoeng für kurze Zeit eigene vier Wände und einen eigenen Schreibtisch, und nun erst kann ich auch ein wenig auf die vielen Briefe, die mich erreichten, antworten. Doch eine gediegene Aufbauarbeit ist bei der Größe des Gebiets, bei der entsetzlichen geographischen Aufsplitterung und vor allem bei dem fluktuierenden Charakter des hiesigen Deutschtums eine überaus schwierige Angelegenheit. Da es keine Siedlergemeinden gibt, kein kernhaftes, städtisches Deutschtum und keinen Bauernstand, ist es bei den hier verstreut lebenden Technikern, Hoteliers, Kaufleuten, Soldaten, Wissenschaftlern, Plantagenangestellten ein ewiges Kommen und Gehen, nach Europa, auf Urlaub, auf andere Stellen und Inseln, in andere Landschaften und Berufe, in Krankenhäuser und Erholungsstätten, kurz und gut: „panta rhei“, alles ist dauernd im Fluß. Es bleibt mir nichts anderes als mich mit zu bewegen. Der Sitz des Evangeliums ist hier weithin in den Schuhsohlen.

Alles ist zunächst ganz aufs Persönliche abgestellt. Erst allmählich wird die Sache als solche gesehen, unabhängig von dem zufälligen „sympathischen“ oder „unsympathischen“ Träger der Botschaft. Dabei habe ich überraschend viel Dankbarkeit und treue Mitarbeit erfahren. Die völlig ungewohnte und bisher seit Jahrhunderten fehlende kirchliche Betreuung, die noch dazu mit geldlichen Opfern verbunden ist, hat in weiten Kreisen starken Anklang gefunden. Aber jedes Jahr gilt es eben wieder aufs Neue anzufangen, da man neuen Verhältnissen, neuen Lücken und neuen Menschen gegenübersteht. Ein gemütliches Dasein ist mir nicht beschieden. Viel Takt, viel Festigkeit, viel Elastizität, viel Treue und doppelter Glaube ist not, um zwischen all den Meinungen und Erwartungen und gefährlichen Strudeln aller Art den guten Weg mit dem einen Ziel zu finden. So ging das Jahr 1937 hin, das mich im letzten Drittel noch nach Borneo und Celebes führte. Es war geradezu rührend, all die Dankbarkeit auf diesen abseits liegenden Rieseninseln zu spüren. Der

eine lädt mich in sein Haus ein für die ganze Zeit, der andere gibt mir sein Motorboot für tagelange Fahrten auf den gewaltigen Strömen Borneos, der dritte leiht mir sein Auto für eine achttägige Fahrt ins Innere, der vierte drückt mir 100 Gulden für meine Arbeit in die Hand, der fünfte führt mich an einem Vormittag in Makassar herum. Und als ich z.B. in Bandjermasin auf Borneo mit dem Schiff abfahre, erlebe ich einen geradezu fürstlichen Abschied. Viele Deutsche und Schwaben kamen ans Schiff, von weither waren sie angereist, wohl an

die 100 km auf schlechten Straßen – das Gefühl für Entfernungen schwindet hier ja gänzlich –, noch einmal ein Winken, ein „Kommen Sie bald wieder!“ und langsam löst sich der Schiffsrumpf von den Bohlen, hinaus auf die unermeßliche Java-See oder auf Flüsse, vorbei an Palmen, Wäldern, Kampongs mit all dem lieblichen Leben an den Ufern.

* Auszug aus dem „Rundbrief aus Niederländisch-Indien“, datiert 3. Januar 1938.

Als Wasserbauingenieur in Tientsin

Ereignisse nach Kriegsende

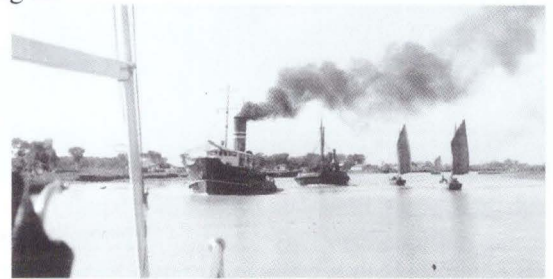
Aus dem Tagebuch (1938-1948) von Alfred Tritthart

Zur Einführung:¹ Dipl.-Ing. Alfred Tritthart antwortete 1927 auf ein Inserat in der österreichischen Ingenieurszeitung und wurde unter 49 Bewerbern ausgewählt. Vom 2. Juli 1927 bis zum 10. August 1949 war er in Tianjin (Tientsin) bei der Hai-Ho Conservancy Commission² als Chefingenieur tätig. Außerdem wirkte er als Berater des Wasserbauministeriums, der Lotsenvereinigung in Hebei und Shandong und beteiligte sich am Bau des Seehafens in Tangku. Im Juni 1947 nahm er als Delegierter an der Wasserbaukonferenz in Nanking teil.

25. Sept. 1945. Es sind schon mehr Amerikaner hier, die Wohnungen für 4000 Offiziere und 2 Divisionen bereitstellen müssen. Auch viele Japaner müssen ihre Wohnungen räumen.

26. Sept. 1945. Jannings, Theuerkauf, Schwender müssen ihre schönen Häuser verlassen. Die Möbel müssen drinnen bleiben. Melchers Messe, Detring-

Villa müssen bis 29. geräumt werden. Wir Österreicher treffen uns bei Geyling [*Rolf Geyling, Ingenieur- und Architekturbüro, Österreichischer Konsul*]. Er wird erneut beim Kom. General vorsehen und wegen des Status der Österreicher fragen.



Der Hai-Ho, das Arbeitsgebiet von Alfred Tritthart

Quelle: StuDeO-Fotothek P6647

27. Sept. 1945. Das Deutsche Haus [*Club Concordia*] wurde abends geschlossen, da es auch bis 29. geräumt sein muß. Die Bibliothek wird von den Schülern zur Schule gebracht und die Einrichtung der Gemeinschaftsküche kommt in den Turnsaal. Ich besuchte Herrn Joerg, Schweizer Konsul, betreff Hai-Ho. Der Fluß führt mehr Wasser infolge des Sommerregens, er wird ausgewaschen und viel Schlamm zur Taku Barre getragen, wo der Barren-Kanal versendet. Der Kanal sollte so rasch wie möglich gebaggert werden, vor Einbruch des Winters, damit die Eisbrecher im Winter genügend Wassertiefe haben.

28. Sept. 1945. Noch mehr Häuser in der engl. Konzession müssen geräumt werden. Die Niederländisch-Indien-Damen müssen aus dem Bolland-Haus heraus, Beyer, Wetzlar, Framhein müssen auch räumen. Nachm. 3 Uhr Versammlung im

¹ Quelle: Gerd Kaminski/Else Unterrieder: Von Österreichern und Chinesen (1980), S. 614-615.

² Die internationale Flußbehörde sorgte dafür, daß der in seinem Unterlauf und zumal an der Mündung ständig versandende Hai-Ho mit Hilfe von Baggern und durch Flußregulierungen für kleinere Küstenschiffe bis Tientsin schiffbar blieb. Außerdem bewirkte der bis zur Stadt reichende Tidenhub, daß der lästige Schlamm bzw. Sand bald hier, bald dort abgelagert wurde. Die Hai-Ho C.C., die sich aus den Abgaben der Schiffe finanzierte, war ursprünglich eine von den Chinesen unabhängige Gesellschaft, im Aufsichtsrat saßen ausländische Konsuln. 1937 wurde die Behörde von der japanischen Besatzung übernommen.

Deutschen Haus. Herr Jannings [*Werner Jannings, Fa. Siemens*] hält eine kurze Ansprache, mahnt die Deutschen zum Zusammenhalten, insbesondere betr. Wohnens. Herr Zöllner vom Konsulat berichtet über seine Unterredung mit Gen. Weston und gibt Anweisungen, wie sich die Deutschen zu verhalten haben. Das Deutsche Amt – das Deutsche Konsulat muß geräumt werden – zieht nun in die Räume der Deutschen Zeitung. Fam. Neidt schickt Möbel und Kisten zu uns zum Aufbewahren.

30. Sept. 1945. Den ganzen Tag hindurch schwirren Flugzeuge über Tientsin. Die Chinesen warten von 7 Uhr früh auf die Ankunft der Amerikaner. Sie jubeln und schreien mit ihren Fahnen den Amerikanern zu. Um 8 Uhr abends kamen 50 Lastautos mit Amerikanern endlich an.

1. Okt. 1945. Von ½12 bis ½3 fuhren 30-40 Minenräumboote (alles amerik.) den Fluß herauf. Die Chinesen begrüßten sie mit großem Jubel, Geschrei, Flaggenschwingen. Die Amerikaner schrien auch feste von den Schiffen herunter und schwenkten die Arme. Die Boote legten in der engl. Konzession an. Gleichzeitig flogen volle Trägerflugzeuge der chines. und amerik. Luftwaffe über Tientsin.

2. Okt. 1945. Um 9 Uhr früh begannen Arbeiter der Firma sich vor dem Büro zu sammeln. Um ½11 Uhr kamen 15 Abgesandte und brachten eine Reihe von Forderungen. Sie erklärten uns, daß wir die Forderungen annehmen müßten, widrigenfalls wir zum Büro der Kuomintang gebracht würden. Um ½12 Uhr kamen engl. und 1 amerik. Offizier zu mir und verlangten zwei Eisbrecher.

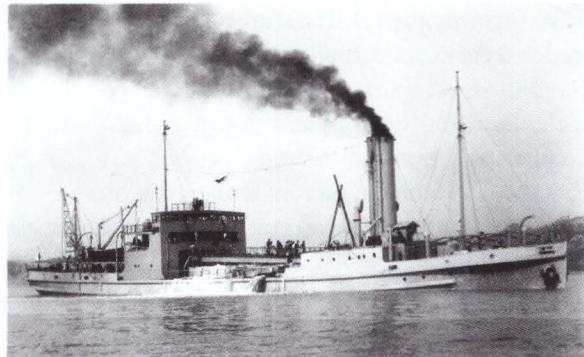
3. Okt. 1945. Vormittag schrieb ich einen kurzen Bericht über die Vorfälle am Vortage und berichtete darüber mündlich dem japanischen Generalkonsul Ohta. Er wünschte, möglichst rasch die Conservancy zu übergeben, an die Chines. Regierung über die Amerikaner.

4. Okt. 1945. Ich besuchte Konsul Joerg, der weiter an Gen. Weston schrieb. Ich fuhr dann zu Kondo, um ihn zu informieren. Ich verhandelte vormittags und nachmittags mit Abgesandten von Arbeitern, die in den letzten Jahren entlassen worden waren. Sie ließen mich nicht ein- und ausgehen wie ich wollte.

5. Okt. 1945. Vormittag verhandelte ich abermals mit Yeh, dem Führer der entlassenen Arbeiter. Alle die von den Japanern ungerechterweise entlassenen Arbeiter sollen 3 Monatsgehälter bekommen. Mr. Okuma wurde zwischenzeitlich von Chinesen geschlagen.³

³ Die Wut der Arbeiter richtete sich anfangs gegen die japanische Direktion (von 1937 bis 1945).

6. Okt. 1945. In den Straßen wimmelte es von Soldaten. Alle Bars, Tanzsäle, Cafés sind gesteckt voll. Kiessling⁴ ist für amerik. Soldaten gesperrt, „out of bounds“! Die 2 Divisionen kamen über Okinawa nach Tientsin. Um 6 Uhr abends sah ich den Polizeidirektor Li wegen Schutzes der Hai-Ho C.C. Abends im Kino in einem Film mit Fred Astaire.



Der Saugbagger „Chun-Li“ (2000 PS) war der modernste der Firma und wurde während des Krieges in Japan gebaut. Der von A. Trüthart konstruierte Saugkopf paßte sich an die Zusammensetzung des Sandes bzw. des Schlammes an.

Quelle: StuDeO-Fotothek P6649

7. Okt. 1945 (Sonntag). Früh fuhr ich mit unserem kleinen Dampfschiff „Hai-Ho“ und Familie zur Weidenpflanzung. Schöner, warmer Oktober-Tag. 31 Flugzeuge der Amerikaner schwirren in den Lüften umher. Einige Landungsboote der Amerikaner befahren den Fluß. – Nachmittags wurde die „Möve“, das kleine Segelboot, mit dem Herr Bolland, Pastor Müller und ein Schwede [*Captain Baldwin*] von Pei-Tai-Ho in 5tägiger Reise gefahren waren,⁵ in den Garten gezogen.

9. Okt. 1945. Um 10 Uhr früh mußte ich ins Schweizer Konsulat, traf dort Oberst Gally (Head of G5 Section). Konsul Joerg erklärte ihnen die Stellung der Hai-Ho C.C. Ich beantwortete dann Fragen. Hierauf fuhr ich in einem großen Auto zum Headquarter der Amerikaner, traf dort den Zollmeister und fuhr weiter zum Corps of Engineers, wo Oberstlt. Johnson einen Bericht über die Hai-Ho nach meinen Angaben vorbereitete.

10. Okt. 1945. Im Engineer Corps wurde mir erklärt, einen genauen Bericht zu machen über die Dringlichkeit und Wichtigkeit der Arbeiten.

12. Okt. 1945. Um 9:30 Uhr fahre ich mit Bericht und Plan wieder zum Corps of Eng. Nachm. Besprechung mit Ingenieuren von der Topographischen Comp. über Luftaufnahmen des Gebietes um den Hai-Ho.

⁴ Kiessling & Bader, deutsches Café und Konditorei.

⁵ Bericht von Wolfgang Müller im StuDeO-Archiv (Nr. *0004).

14. Okt. 1945. Mittag erhielt ich einen Brief von Yang Pao Lin, der mir mitteilte, daß er vom Bürgermeister von Tientsin beauftragt sei, die Hai-Ho Cons. C. zu übernehmen. Abends um 9 Uhr habe ich Besprechung mit ihm. Er will um 10 Uhr früh kommen und alles übernehmen.

15. Okt. 1945. Die Chinesen kommen und wollen Geld haben. Yang Pao Lin hält eine kurze Ansprache an den alten staff. Er überredet die Abgeordneten der Arbeiterschaft wegzugehen.

16. Okt. 1945. Arbeiter kommen wieder. Sogar zwei, die 1930 entlassen werden mußten, verlangen abermals Entschädigung!

17. Okt. 1945. Yeh, der Matrose von der „Yen-Yün“, ein Faulpelz und Propagandist ärgster Sorte, belästigt mich abermals. Er setzt sich in den Sessel vor meinen Tisch und schreit mich frech an. Nachmittags verhandelt Yang Pao Lin mit ihm. Im Büro wird fleißig an der Inventur des ganzen Unternehmens gearbeitet.

18. Okt. 1945. In der Frühe schon sammeln sich wieder Arbeiter vor dem Büro an. Yang Pao Lin konnte sie nicht beruhigen. Um 3 Uhr kommt er wieder und spricht – ohne Erfolg – zu den Arbeitern, die sich vor dem Büro am anderen Straßenrand in mehreren Reihen aufgestellt hatten. Ungefähr 20 schmutzige Gesellen spazieren im Garten herum und sehen, daß niemand aus dem Büro heraus kann. Um ½6 kommt Yang Pao Lin mit einem Vertreter der Kuomintang-Partei, der sich als Schiedsrichter betätigen soll. Die Arbeiter sind nicht einverstanden damit. Zwischen 7 und 8 Uhr abends hielt Polizeidirektor Li eine Ansprache und hob besonders hervor, daß es wichtig sei, jedermann gerecht zu behandeln.



Der Eisbrecher „Ching-Ling“. Die Schiffe der Hai-Ho C.C. führten einen weißen Streifen um die Schornsteine.

Quelle: StuDeO-Fotothek P6656

Die Arbeiterschaft beruhigte sich im November. Im Dezember wurden die Lebensmittel immer teurer und teurer. Zu Weihnachten gab es einen schönen Baum, eine Föhre, die Raimund [Skoff] aus Peking mitbrachte. Die Kleinen waren glücklich und sangen ihre Weihnachtslieder brav. Rudi spielte Violine und Erika Klavier. Alle Kinder wa-

ren mit mir um 5 Uhr nachm. in der Kirche. Steffi hatte keine Zeit, weil sie ohne Koch war und daher selbst kochen mußte. Der Koch, der lange Jahre bei uns war, bekam eine Stellung bei amerik. Offizieren mit höherem Gehalt als meines!

Im Laufe des Jänners 1946 wurden alle Lebensmittel wieder teurer. Ich bekam 1 Sack weißes Mehl von UNRRA [United Nations Relief and Rehabilitation Administration]. Einmal fuhr ich in den neuen Hafen und machte einige phot. Aufnahmen. Alle Eisbrecher arbeiteten. Wir liefen im Country-Club fast täglich, bei gutem Eis, bis Mr. White-noght, ein wütender Deutschenhasser, uns erklärte, daß wir immer mit Offizieren zusammen laufen müßten. Ende Jänner kamen mehrere chin. Ingenieure aus Shanghai von der Whangpoo Conservancy (Shanghai-Hafen) und Mr. Soong vom Ministerium für Verkehr und wollten meinen ausführlichen Bericht über den neuen Hafen in Tangku haben. Mr. Hsü Shih Ta wurde zum neuen Direktor der Hai-Ho C.C. ernannt.

Am 20. Februar 1946 ging ich zur chinesischen Polizei, um mich und meine Familie registrieren zu lassen und um ein „Permit“ zum Aufenthalt in Tientsin zu erhalten. Herr Geyling hatte mir vorher einen österreichischen Paß ausgestellt. Am Samstag, 23., mußte ich auch zur UNRRA, um dort ein Gesuch an die österreichische Regierung zu machen um Wiederaufnahme als Österreicher! Ende Februar untersuchte eine Kommission die Bagger, Eisbrecher und die Werkstätten. Drei miteinander befreundete Amerikaner⁶ kamen eines Samstagmittags an und brachten 1 Sack Zucker, 1 Sack Mehl, mehrere Kisten „Rationen“,⁷ Grape Juice u.s.w. William Church [von den Kindern „Onkel Billy“ genannt] wurde bald Weekend-Gast bei uns und schlief auch im Hause. Eines Sonntags machten unsere amerik. Freunde mit der ganzen Familie einen Ausflug nach Tangku. Mit einem schönen Motorboot (Bj. 1944, 35 Knoten) ging es aufs Meer hinaus, an den vielen Schiffen vorbei, die dort vor Anker lagen.

Am 7. März kam Hsü Shih Ta. Es wurde noch rasch ein letzter Versuch gemacht, mich aus dem Haus herauszukriegen. Der Beamte Hsü Shoh Ying vom Bürgermeister-Amt erschien in meinem Hause und erklärte mir, daß ich bis Montag mit den Möbeln heraußen sein müßte, sonst würde die Polizei das Haus räumen.

⁶ W. Church, Pater Kalligher, Dr. med. Carl Bartels, mit denen Familie Tritthart auch später noch Kontakt hielt.

⁷ Die „rations“ (in Wachs eingegossene Päckchen) enthielten Schokolade, Kekse, kleine Fleischdosen, Zigaretten etc.

13. März 1946: Ich sprach Herrn Zöllner und Herrn Geyling und machte eine Feststellung „statement“ über meine Stellung zur Partei. Ich erklärte, daß ich nur Anwärter, daher kein Parteimitglied war. Beim Weggehen kam ein junger Adjutant des Oberst Brown, der Geyling Vorwürfe machte, daß er mir einen österr. Paß ausgestellt habe.

Am 16. März 1946 wurde die Hai-Ho offiziell von Hsü Shih Ta übernommen. Am 18. übernahm er die unteren von uns geräumten 3 Räume, nur das Speisezimmer behielt die Möbel.



*Wohnhaus der Familie Tritthart, Hai-Ho Rd. 10
Quelle: StuDeO-Fotothek P6660*

Am 22. Mai 1946 erfuhr ich von Herrn Geyling, daß Vertreter eines Repatriation Büros bei ihm gewesen seien mit der Mitteilung, daß alle Pg's [Parteigenossen] repatriiert werden, auch die Österreicher. Wir hatten zwar „Residential Permits“ und dachten immer, wir könnten in China bleiben. Yang Pao Ling hatte als Direktor der Hai-Ho und als Direktor für Foreign Affairs immer versichert, daß ich als Ingenieur gebraucht werde. Ich war gänzlich unvorbereitet. Ich brachte die wertvollsten Curios und Silber zu Freunden, die nicht auf der Liste standen, und zu den kath. Schwestern im Franz. Hospital und verkaufte auch einige Sachen. Am 5. Juni 1946 kam aus Peking die Nachricht, daß die Deutschen sich innerhalb einer Woche fertig machen möchten und sich in der Schule zu sammeln hätten.

Am Montag, 11. Juni, war ich bei der Versammlung. Polizeidirektor Li hielt eine Ansprache in Chinesisch, die übersetzt wurde. Jeder Deutsche mußte 4 Formulare über Besitz, Vermögen, Juwelen, Möbel ausfüllen und am Mittwoch bei Zöllner, Deutsches Amt, abgeben. Bei einer Zusammenkunft am 15. Juni im Turnsaal sprach Zöllner über die Repatriierung, die Flüchtlinge aus Niederländ.-Indien dürfen nicht mit und auch viele Heimkehrer nicht, die gerne nach Hause möchten, nur die Nazis kommen dran. Yang Pao Ling hatte mir einen Tag davor gesagt, daß ich hier bleiben könne, aber ich müsse alles mitmachen, was die [zu] Repatriierenden zu tun haben, die Formulare einschicken und impfen lassen. Er bemerkte auch,

daß die Nazis als „War criminals“ nach Hause geschickt würden. Ich bedankte mich für seine Bemühungen, obwohl ich genau wußte, daß die Instruktionen aus Nanking für mich maßgebend waren.

Am 18. Juni 1946 wurde eine Besprechung im Turnsaal einberufen. Ich ging langsam den Fluß entlang in großer Sommerhitze zur Deutschen Schule, wo der Großteil der Deutschen versammelt war. Ich saß auf einem Turnpferd neben Pastor Müller und anderen. Herr Marks sprach über das Schiff (Marine Robin) und daß 15 Lastautos der amerik. 1. Division zum Transport des Gepäcks in die Schule bereit waren. Das erlaubte Gepäck für die [zu] Repatriierenden war von 50 kg pro Person auf schließlich 150 kg erhöht worden, Kinder die Hälfte. Nachmittags Steffi beruhigt, weil unser Name nicht auf der Liste stand, bei wem Gepäck abzuholen sei.

21. Juni 1946. 1 Uhr Trauerfeier für Herrn Krill in der Deutschen Kirche, von Pastor Müller gehalten, obwohl Krill Katholik war. Der 72jährige, der schon 43 Jahre in China war, hatte sich erschossen, „aus Protest gegen China“ stand auf einem Zettel. Er war Deutscher aus der Tschechoslowakei und sollte repatriiert werden. Nachmittags wurde bekannt, daß alle über 60jährigen hier bleiben können. Dr. Ting vom Ministerium für Äußeres ließ mehrere Deutsche von der Liste streichen.

Am 22. Juni 1946 wurde bekannt, daß alle am nächsten Tag früh um 4:45 Uhr bereit sein müssen zur Abfahrt. Kirn, Jüschke und Gosewisch brauchen nicht mitzufahren wegen hohen Alters. Spät am Abend wurde noch bekannt, daß die Alten doch mitmüssen.

Vormittag sammelten sich eine Menge unserer Arbeiter vor dem Büro an. Sie hatten am Vortag Vorschuß verlangt, aber nicht erhalten. Um ½10 Uhr lief eine Horde mit Geschrei die Treppe hinauf, zuerst in mein Zimmer, dann in das Zimmer des Direktors. Ich erfuhr später, daß der Direktor und einige andere Chinesen geschlagen worden seien. Ich sperrte meine Tür zu, verhielt mich ruhig, und sie ließen von mir ab. Ungefähr 30 stürmten jedoch in unser Haus und suchten nach mir. Um ½11 Uhr kam die Polizei mit Gewehren bewaffnet und verhaftete vier Arbeiter.

Sonntag, 23. Juni 1946. Um ½5 Uhr standen Steffi und ich auf, um Neidts zu helfen. Um 6 Uhr kam ein amerik. Lastauto und das Gepäck wurde verladen und wir fuhren zur Schule. Dort wurde alles Gepäck von freiwilligen Helfern in Reihen aufgestellt, dann nach vorn zu Tischen getragen, wo Polizisten das Gepäck untersuchten. Von 23 Gepäckstücken der Fam. Neidt wurden nur 2 unter-

sucht, in höflicher Weise. Um 10 Uhr wurden die zu Repatriierenden im Schatten alphabetisch aufgestellt und 26 Personen für den Truck I eingeteilt. Die Hälfte der Leute kamen auf Autos und hierauf fuhren alle Autos mit Gepäck und Personen zum Bahnhof. Wir verabschiedeten uns von allen. ¾ Stunde später kamen die Lastautos wieder zurück und der Rest, meist Freiwillige und Flüchtlings-

frauen und -kinder aus Niederländisch-Indien, fuhren weg. Im Ganzen über 200 Personen.

24. Juni 1946. Nachmittags kamen die Helfer aus Tangku zurück. Alle Deutschen waren um 11 Uhr abends an Bord des Schiffes [*Marine Robin*] mit Gepäck. Die Deutschen waren vom neuen Hafen mit einem Leichter zum Schiff gebracht worden, das außerhalb der Barre vor Anker lag.

Mein Einsatz bei der Repatriierung mit der „Marine Robin“¹

Br. Kephaz Franz Spee SVD

Schon bald nach dem Eintreffen der Nationalchinesen munkelte man [in Peking] von einer Repatriierung der Nazis und der Nazimitläufer. Im Frühjahr 1946 forderte die chinesische Polizei dann die meisten auf, sich auf dem Gelände der Deutschen Schule zwecks Abtransports zu versammeln. Da es sich um einige hundert Menschen handelte [*etwa 130 Personen*], gab es ein großes Packen, Transportieren, Hin- und Herlaufen. Wegen der vielen Kinder, die von der harten Maßnahme getroffen wurden, stellten sich Dr. Abshagen [*Journalist*], Dr. Eckert [*Arzt*], Oberschwester Anna [*Anna Schönleber, Deutsches Hospital*] und einige andere als Helfer zur Verfügung. Es war beileibe keine leichte Arbeit, die ca. 2.000 Koffer auf Lastwagen zu laden und zum Bahnhof zu schaffen. Dort wurde alles wieder abgeladen und in den Zug geschafft. Nach etwa vier Stunden Fahrt erreichten wir Tangku. Wieder hieß es, die Koffer ausladen und zum Hafen zu schaffen, wo ein amerikanisches LST [*Landungsboot*] wartete. Nachdem wir die Koffer verstaut hatten, fuhr es mit uns weit auf die Taku Barre hinaus, wo es längsseits an dem großen Truppentransporter „Marine Robin“ anlegte. Sogleich setzten sich Winden und Hebebäume in Bewegung, die das Gepäck an Bord schafften, während die Ausgewiesenen das Fallreep benutzten. Um die Mütter zu entlasten, nahmen wir uns der Kinder an; ich glaube, daß ich an diesem Abend an die fünfzig Babys und kleine Kinder das schwankende Fallreep hinaufgetragen habe. Mittlerweile ging das Verladen des Gepäcks weiter, und da auf der Fahrt nach Tangku die Tientsiner zu uns gestoßen waren, hatte sich die Zahl der Gepäckstücke um etwa 3.000 vermehrt. Wir freiwilligen Helfer waren von dem vielen Ein- und Ausladen der Erschöpfung nahe, obwohl Schwester

Anna wie eine Marketenderin mit einem Korb am Arm und einer Flasche in der Hand immer in der Nähe war, um uns zu stärken.

Ein amerikanischer Sergeant trieb uns ständig zur Eile an. Schließlich wurde es mir zu bunt, ich ging zu ihm hin und sagte laut: „Falls Sie es nicht wissen sollten: Wir sind keine Nazis, sondern einfache Deutsche, die ihren Landsleuten und besonders den unschuldigen Frauen und Kindern in dieser Not helfen. Die Frau da drüben ist Schwester Anna, eine Diakonisse, ich bin Ordensmann und Finanzdirektor der katholischen Universität in Peking. Wenn Sie noch einmal den Mund auftun, rühren wir keinen Finger mehr!“ Nach etwa zehn Minuten schrillte auf einmal seine Trillerpfeife. Er kündigte eine halbstündige Pause an, führte uns in einen provisorischen Speisesaal und lud uns zu einer Stärkung ein. Da gab es vielerlei, das wir nur noch dem Namen nach kannten: gutes weißes Brot, Butter, Käse, Schinken und Wurst. Vor allem tat uns der heiße, starke Kaffee gut. Am Schluß gab es noch Bier und reichlich Obst. So konnten wir gestärkt weiterarbeiten. Nach einer Stunde war alles an Bord gebracht.

Unter Abschiedswinken und Rufen löste das LST die Taue, und bald waren wir auf der Heimfahrt. Wir kamen um 2 Uhr nachts in Tangku an, nächtigten auf harten Pritschen und fuhren am nächsten Tag nach Peking zurück. Wir sahen alle ziemlich zerlumpt aus, ungewaschen, unrasiert, ungekämmt, in dreckigen, zum Teil zerrissenen Kleidern. Als ich unter die Brause ging, stellte ich an Armen und Beinen zahlreiche blaue Flecken fest, die durch Stöße und herunterfallende Koffer verursacht waren. Nach einigen Tagen hatten wir uns von den Strapazen erholt.

¹ Quelle: Wanderer auf weiten Wegen. Erinnerungen (1966), S. 70.

Die Repatriierung aus Japan im Sommer 1947, dargestellt von einem Dreizehnjährigen

Ernst Dietrich Eckhardt

Schräg vor mir neben dem Laptop liegt – eine letzte Kontrolle des nachstehend wiedergegebenen Textes ist abgeschlossen – ein unscheinbares Schreibheft im DIN A5-Format. Der Einband, ohne Beschriftung und ohne Etikett, wirkt schmutzlig braun. Er faßt sich rau an. Innen zeigt sich nahezu dasselbe Bild: die grau linierten Seiten sind hellbraun bis gelblich und eher noch rauher, noch unebener. Mit einem Wort: das Papier erweist sich als unerfreulich holzhaltig. Darauf mit Feder und Tinte sauber zu schreiben war jedesmal – meine Altersgenossen dürften mir recht geben! – eine Herausforderung. Es handelt sich also um das charakteristische Erzeugnis einer Notzeit – hier, wie wir sehen werden, der 1940er Jahre.

Unter anderem enthält das Heft, das sich unlängst bei gründlichem Aufräumen und Ausmisten über-

raschend anfang, recht treuherzig wirkende, aber durchaus zutreffende Nacherzählungen von Goethes „Der Zauberlehrling“ und „Erlkönig“ sowie vor allem den acht Seiten langen Hausaufsatz „Unsere Heimreise“. Er entstammt meiner „Feder“ im übertragenen wie im Wortsinn. Letzteres gab denn auch den Anstoß, den Fund aufzubewahren.

Schon der zweite Satz mit der Wendung „voriges Jahr ... ausgewiesen“ bestätigt und präzisiert die zeitliche Einordnung: Der Aufsatz entstand 1948 in einem Heft, zu dessen Erwerb man einen Gutschein vorlegen mußte, den einem die Schule für eine gewisse Menge Altpapier aushändigte. – Ich war damals dreizehn, bald vierzehn Jahre alt und ging in die 8. Klasse der „Oberschule für Jungen“ in Hamburg-Blankenese.

Unsere Heimreise

Meine Eltern und ich haben viele Jahre in Japan gelebt. Wir wurden aber voriges Jahr von den Amerikanern ausgewiesen. Wir hatten nie gedacht, daß wir jemals unter solch schweren Umständen Japan verlassen müßten. – Aber am 27. Juli [1947] kam der amerikanische Offizier mit dem Ausweisungsbefehl und teilte uns mit, daß wir in wenigen Tagen Karuizawa verlassen müßten. Er kam jeden Tag zu uns, um zu sehen, ob seine Anweisungen ausgeführt würden, denn wir unterlagen besonderen Bestimmungen. Die Amerikaner nahmen uns alles weg und erlaubten uns nur, mit ganz wenig Gepäck das Land zu verlassen. Die letzten Tage vergingen schnell mit Packen und Abschiednehmen.

Am 16. August morgens um 4½ Uhr mußten wir vor der Post antreten. Von dort aus wurden wir mit einem Bus zum Bahnhof gefahren, wo unser Gepäck sehr genau gewogen wurde, damit wir auch wirklich nicht mehr als 350 englische Pfund [*brutto pro Person*] bei uns hatten. Wer mehr bei sich hatte, mußte seine Koffer aufmachen und so viel hinausgeben, bis das Gewicht stimmte. Dann wurden wir in einen extra ausgesuchten Wagen verfrachtet. Dieser war so kaputt, wie es kaum einen anderen in ganz Japan gegeben hätte.

Wir fuhren ungefähr um 9½ Uhr ab. Leise fuhr der Zug an. Ich sah noch einmal den Hügel, hinter dem unser liebes Haus lag und die vielen Stellen, an

denen ich so gerne gespielt hatte. Bald aber fuhr der Zug leise in den ersten Tunnel ein. Mit einem Male war es Nacht um uns her, und von unserem stillen Karuizawa war nichts mehr zu sehen.

Wir kamen auf dem Güterbahnhof von Yokohama gegen 4 Uhr nachmittags an. Von hier aus wurden wir mit Autobussen zum „Repatriation Center“ gefahren. Dort wurden wir geimpft, und eine Leibesvisitation wurde vorgenommen. Spät in der Nacht wurden wir dann ans Schiff gefahren. Vor unseren Augen tauchte ein weißgrauer Truppentransporter auf. Wie wir später erfuhren, war es ein 15.000-tonner. Nach einer sehr gründlichen Gepäckkontrolle kamen wir dann endlich an Bord. An dem Abend bin ich erst um 12½ Uhr ins „Bett“ gekommen. Mein „Bett“ war aber nichts als ein ausgespanntes Segeltuch. Aber ich schlief nicht gleich ein, weil es dort ganz unten im Schiff sehr heiß war. Mein Vater und ich schliefen im Schlafraum 3 F und meine Mutter in 5 F. Die Diplomaten hingegen wohnten in Kabinen, auch bekamen sie besseres Essen als wir.

An den nächsten Tagen durchstreifte ich das ganze Schiff, d.h. alle Stellen, die für uns Deutsche erlaubt waren. Ich sah auch zu, wie gewaltige Mengen Proviant eingeschifft wurden. Die Vorräte sollten für rund 1.800 Mann bis nach Deutschland und für rund 500 Mann noch weiter bis Amerika ausreichen.

Am 20. August lichteten wir die Anker. Langsam entschwand unser liebes Yokohama, wo wir doch so lange gewohnt hatten, unseren Blicken, und es wurde uns ganz schwer ums Herz. Stunde um Stunde verstrich, und wir fuhren immer noch an der Küste von Japan entlang. Bei Sonnenuntergang sahen wir noch ein Mal, hoffentlich aber nicht zum letzten Male, den heiligen Berg Fuji-yama. Wir nahmen es als ein gutes Omen, denn es heißt: wer den Fuji bei seiner Abreise sieht, kehrt wieder nach Japan zurück.

Nun folgte eine wunderschöne Zeit für mich. Ich sah Freunde aus anderen Teilen Japans wieder, oder ich schloß Freundschaften. Am Anfang war es noch sehr interessant an Bord, weil alles neu war, aber nach einiger Zeit wurde es etwas langweilig. Wir wußten uns zu helfen. Den ganzen Tag über spielten wir Spiele, und abends gingen wir ins Kino, oder wenn uns das zu langweilig wurde, entwarfen wir selber Spiele. Es bewährte sich wieder das alte Sprichwort: Not macht erfinderisch. Es kam vor, daß Mutti mich den ganzen Tag außer morgens und abends nicht gesehen hat, weil ich so viel gespielt habe.

Auf unserer Reise liefen wir nur sehr wenige Häfen an. Wir fanden das sehr schade, denn sonst hätten wir mehr Neues gesehen. Der erste [und neben Port Said einzige] Hafen, den wir anliefen, war Shanghai, um dort andere aus China ausgewiesene Deutsche an Bord zu nehmen. Schon lange Zeit, bevor wir an die Mündung des Yangtsekiang kamen, färbte sich das Wasser gelb. Nun merkte ich, daß das „Gelbe Meer“ nicht zu Unrecht seinen Namen trägt. Als wir die Küste hinter uns ließen, merkten wir, daß der Fluß selber noch gelber war. Deutlich war seine Färbung von der des zufließenden Whangpoo zu unterscheiden, in den wir einbogen, um nach Shanghai zu gelangen. Dort war alles sehr ärmlich. Nur der Bund ragte mit seinen Hochhäusern aus dem Gewimmel der einfachen chinesischen Häuschen auf. Natürlich durfte niemand an Land, auch durfte kein Chinese zu uns an Bord. Jedes Boot, das sich uns näherte, um etwas zu verkaufen, bekam einen Wasserstrahl ins Boot.

Nachdem wir acht Tage geschwitzt hatten, lichteten wir die Anker und dampften südwärts. Eines Morgens passierten wir die Straße von Malakka. Wir sahen in der Ferne Singapore im Frühlicht liegen. Erst hieß es, wir würden die Stadt anlaufen, um Öl zu tanken. Daraus wurde leider nichts. Auch sahen wir in der Ferne Sumatra liegen. Man konnte gerade noch die Palmen erkennen. Wenn eine von diesen etwas schwankte, dachten wir: aha, das ist wohl ein Affe.

Von da ab sahen wir lange kein Land mehr, nur dann und wann eine kleine Insel. Endlich tauchte Indien auf. Weithin leuchtete der weiße Sand. Auch dieser war bald wieder verschwunden. Schon nach einigen Tagen fuhren wir ins Rote Meer ein. Wir sahen die Küste, an der sich so viel biblische Geschichte zugetragen hat. Auch erblickten wir in der Ferne den heiligen Berg Sinai, auf dem Moses die 10 Gebote von Gott empfangen hat. Bald entschwand auch dieser unseren Blicken.

Eines Nachmittags fuhren wir in den Hafen von Suez ein. Kaum hatten die Maschinen gestoppt, da wimmelte es auch schon von kleinen Booten, deren Insassen etwas verkaufen wollten. Nach ein paar Stunden fuhren wir in den Suez-Kanal ein. Dieser nahm uns nur etwas mehr als 12 Stunden lang auf. Leider sahen wir nicht viel von der Umgebung des Kanals, da es ja Nacht war. Am nächsten Morgen erreichten wir Port Said, wo wir bis zum Nachmittage lagen, um Öl und Trinkwasser zu tanken. Bald nach dem Mittagessen verließen wir Port Said, um die Reise fortzusetzen. In den nächsten Tagen sollten wir Gibraltar passieren. Leider sahen wir nichts davon, da wir in der Nacht daran vorbeifuhren. Der Golf von Biskaya war zu meinem Erstaunen ganz ruhig. Ich hatte nämlich gehört, daß er sonst immer ziemlich stürmisch sei. Nachdem wir den Golf verlassen hatten, sahen wir lange kein Land mehr. Doch eines Morgens wurden die Kreidefelsen von England sichtbar. Da dachte ich: nun kann es ja nicht mehr weit sein.

Am frühen Morgen des 1. Oktober dampften wir die Weser hinauf. Am Pier von Bremerhaven gingen wir vor Anker. Wir hatten unsere Reise auf dem U.S.A.T., das heißt „United States Army Transporter“, „General W. M. Black“ beendet. Am selben Tage sollten wir noch ausgeschifft werden, aber als wir alle angetreten waren, hieß es: Alles trägt sein Gepäck wieder in die Schlafsäle, die Ausschiffung findet erst morgen statt. Am nächsten Tage, also am 2. Oktober, wurden wir ausgeschifft. Es war ein seltsames Gefühl: erst wochenlang auf schwankenden Schiffsplanken und nun so urplötzlich auf deutschem Boden!

Mit sehr unzureichender Verpflegung wurden wir in einer 30stündigen Fahrt nach Ludwigsburg bei Stuttgart ins Lager gefahren, wo meine Mutter und ich schon nach fünf Tagen entlassen wurden. Mein Vater hingegen wurde noch drei Monate dort festgehalten.

Ich glaube, nur für uns Kinder ist die Reise wunderschön gewesen, aber für die Erwachsenen war sie sicher furchtbar. Sie mußten wohl immer an all das denken, was sie verloren hatten, und machten sich gewiß viele Sorgen um die Zukunft.

Ehrlicherweise sei bekannt, daß die (wenigen) Fehler, die unser Klassen- und Deutschlehrer Dr. Otto zart rot angestrichen hat, und ein geographischer Irrtum, den er offenbar übersah, hier stillschweigend korrigiert sind.

Wenn es sich ergibt, soll ein weiterer Beitrag in einem der nächsten INFO-Hefte Erinnerungen an Dinge präsentieren, die hier nur anklingen oder keinen Platz unter dem Stichwort „Heimreise“ fanden.

Die Nachkriegszeit in Harbin (1945 bis 1950)

Auszug aus meinen Lebenserinnerungen

2. Teil

Adolf Felsing

Es muß wohl Ende 1946 gewesen sein, als es meiner Schwester Luise gelang, einen Medizinkurs im YMCA zu belegen, wo sogar Englischunterricht angeboten wurde. Endlich eine Möglichkeit, sich, obwohl Deutsche(r), weiterzubilden! Dort lernte sie einen russischen Kommilitonen kennen, Alexander (Schura) Volkoff, mit dem sie sich anfreundete und den sie später heiratete. Er hatte das St. Nikolaus Lyzeum in Harbin absolviert, ein russisches Gymnasium mit angeschlossenem Internat, das von römisch-orthodoxen Priestern geleitet wurde. Schura, der die Schule mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, stand sich gut mit dessen Direktor, dem Archimandriten Andrej. Auf Schuras Fürsprache hin erklärte sich dieser bereit, mich und mit mir auch meinen Freund und Schulkameraden aus der Hindenburg-Schule, Günther Schill, als externe Schüler aufzunehmen. Zwei deutsche Schüler zuzulassen war nicht ganz ohne Risiko für ihn.

Anfang 1947, also fast zwei Jahre nach Schließung der deutschen Schule und somit zwei Jahre ohne jeglichen Unterricht, besuchten wir endlich wieder eine Schule! Wir kamen unserem Alter entsprechend versuchsweise in die sechste Klasse. Ich staune noch heute, wie schnell wir uns in das Schulpensum eingearbeitet haben. Wir konnten zwar einwandfrei russisch sprechen, aber russisch zu lesen und grammatikalisch korrekt zu schreiben, hatten wir bisher nicht gelernt.

Anfänglich bewegte mich die bange Frage, wie uns die russischen Schüler wohl aufnehmen würden. Würden sie die beiden deutschen Mitschüler akzeptieren oder sie von sich fernhalten? Besonders ich ging mit gemischten Gefühlen in die neue Schule. Ich hieß nun mal mit Vornamen Adolf. Und dieser Name weckte bei allen Russen schlimme Assoziationen. Es hätte keinen Zweck gehabt, den Schulkameraden zu erzählen, daß dieser Vor-

name in unserer Familie Tradition hat und ich zu Ehren einiger Vorfahren so genannt wurde. Das hätten sie mir sowieso nicht geglaubt. Wie wird der erste Tag verlaufen?

Nun, wir wurden mit unseren Familiennamen der Klasse vorgestellt. Die Lehrer sprachen uns, wie auch die übrigen Schüler, mit dem Familiennamen an. Aber dann kam die große Pause. Alle stürmten auf den Schulhof, und wir beide, natürlich etwas langsamer und vorsichtiger, ihnen nach. Kaum auf dem Schulhof, sprach mich ein Schüler aus der letzten Klasse an. Ich sei hier neu, wie ich denn heiße. Vor Schreck stammelte ich, wohl auch etwas undeutlich, „Felsing“. „Ach so, Fedja“, sagte er. Fedja ist die Koseform von Fjodor. Ob er mich bewußt mißverstanden oder es wirklich so herausgehört hatte – ich weiß es nicht. Jedenfalls hieß ich fortan bei allen Mitschülern Fedja. Ich hatte natürlich nichts dagegen.



Das Kollegium des St. Nikolaus Lyzeums, Harbin 1939

Unsere Lehrer waren zu einem Teil Priester und zum anderen Teil zumeist ehemalige zaristische Offiziere. Sie waren mir gegenüber alle ohne Ausnahme fair, ja zuvorkommend. Vielleicht kam das daher, daß ihnen bekannt war, daß mein Vater von den Sowjets verhaftet und verschleppt worden war. Zwei der Priester hießen Vater Paul. Der eine gab bei uns Russisch- und Geschichtsunterricht. Er

war von mittlerem Wuchs, schlank, hatte ein kleines schwarzes Bärtchen und hielt sich immer ganz gerade, ja etwas steif. Eine etwas kalte und strenge Aura umwehte ihn. Er wurde respektiert, aber auch gefürchtet.

Fast das Gegenstück dazu war der andere Vater Paul. Er war Franzose, hieß Paul Chalet und war bei den Schülern sehr beliebt. In unserer Klasse gab er keinen Unterricht. Aus mir nicht bekannten Gründen hatte er aber Interesse an uns deutschen Jungen. Vielleicht weil wir auch Ausländer waren? Eines Tages hat er uns auf sein Zimmer mitgenommen, um sich mit uns zu unterhalten, wahrscheinlich auch, um uns auch ein bißchen auszufragen. Bei der Gelegenheit führte er uns auch seinen elektrischen Plattenspieler vor. Musik in dieser Qualität hatte ich noch nie gehört. Ich war begeistert. Besonders beeindruckt hat mich Schuberts „Unvollendete“. Auch heute gehört diese Sinfonie zu meinen liebsten Stücken, und ich muß jedes Mal an Vater Paul Chalet denken, wenn ich sie höre.

Wie (damals?) in russischen Schulen üblich, waren auch bei uns die Schüler in Rotten eingeteilt. Jede Rotte hatte einen von der Schulleitung ernannten Rottenführer aus den oberen Klassen, und die Rotten insgesamt wurden von einem Schüler aus der letzten Klasse kommandiert. Vor Beginn des Unterrichtes traten sämtliche Schüler im Turnsaal (zugleich Aula) an und marschierten unter dem Kommando des obersten Rottenführers in den Vorraum der Kirche im selben Gebäudekomplex. Dort sangen die Schüler ein geistliches Lied und suchten dann ihre Klassenräume auf. Günther und ich mußten nur an bestimmten Tagen teilnehmen. Ob das für alle (nicht zahlreichen) externen Schülern galt oder nur für uns, die wir nicht orthodoxen Glaubens waren, weiß ich nicht. An Feiertagen und wenn er den Schülern etwas mitzuteilen hatte, erschien vor der im Turnsaal angetretenen Schülerschaft der Direktor. Eine Ehrfurcht gebietende, stattliche Erscheinung mit einem schönen weißen Bart. Er hatte die Gewohnheit, die Schüler bei der Begrüßung mit „Detki“ (Kinder) anzusprechen, also: „Sdrawstwuite, Detki.“ – „Guten Tag, Kinder.“ Die Schüler antworteten dann im einstudierten Chor: „Sdrawie gelaem Archmandrit Andrej!“ zu deutsch: „Wir wünschen Gesundheit, Archimandrit Andrej!“ Auch den einzelnen Schüler begrüßte er mit „Detka“ (Kindchen). Wahrscheinlich, weil er die Namen der Schüler nicht kannte. Aber das führte dazu, daß er selbst von den Schülern den Spitznamen „Detka“ bekam. Er war beliebt.

Der Weg von unserer Wohnung in der Strachowaja Straße zur Schule war weit. Die Wohnung lag im

Stadtteil Pristanj, die Schule im Stadtteil Stary Charbin (Alt Harbin). Um sie zu erreichen, mußte man fast die ganze Stadt mit der Straßenbahn durchqueren. Und die war unzuverlässig und fuhr nicht pünktlich nach Fahrplan. Ich mußte deswegen frühzeitig zur Haltestelle gehen, in der Hoffnung, dann die Schule pünktlich zu erreichen.

Auf jeden Fall war der Schulweg, besonders im strengen Winter, mehr als nur schwierig. Hinzu kam, daß die Wohnung für unsere Verhältnisse zu teuer wurde und die Probleme mit der Heizung und der immer wieder ausfallenden Wasserversorgung unerträglich wurden. Meine Mutter suchte daher nach einer billigeren und günstiger gelegenen Wohnung. Und die fand sie in der Balkanskaja Straße, im selben Stadtteil wie die Schule, die zu Fuß in etwa einer Viertelstunde zu erreichen war. Die Wohnung lag in einem eingeschossigen Gebäude, in dem auch die Hauswirtin wohnte. Aber sie war eng; sie hatte nur drei Zimmer sowie Küche, Bad und eine Veranda. Gut gelöst war jedoch die Beheizung. Der Herd war mit einem Ofen verbunden, der Omas Zimmer erwärmte. Wohnzimmer, Mutters Zimmer und den Flur beheizte ein Ofen, der so geschickt in deren Wände eingefügt war, daß er alle drei gut erwärmte. Der Herd wies noch eine weitere Besonderheit auf. In ihn war eine Rohrschlange eingebaut, die mit einem unter der Decke aufgehängten Wasserkessel verbunden war. Auf diese Weise hatten wir im Winter stets Warmwasser, auch im Bad. Problematisch war dagegen die Versorgung mit frischem Wasser. Ein Wasserwerk gab es in diesem Stadtteil nicht. Aber auch da hatten die Erbauer sich zu helfen gewußt. Im Garten, nahe beim Kücheneingang, befand sich eine Pumpe über einem Brunnen. Mit ihr konnte das Grundwasser entweder, wie weithin üblich, in einen Eimer gepumpt werden oder, wenn man ein Ventil umstellte, in die Wasserleitungen des Hauses. Man pumpte, meist einmal am Tag, das Wasser in einen großen Behälter, der gut isoliert im Dachboden aufgestellt war. So wurden beide Wohnungen, also auch die der Wirtin, mit Frischwasser versorgt. Beim Einzug war ich vierzehn Jahre alt, und so war es in der Regel meine Aufgabe, das Wasser hochzupumpen.

In Harbin gab es ein Internat für Mädchen, den Konvent der Franziskanerinnen, genannt „Missionarinnen Mariens“ (FMM). Sie unterstanden ebenfalls dem Archimandriten Andrej. Hier wurde Irene, meine jüngere Schwester, aufgenommen. Sie durfte nur am Wochenende nach Hause.

Zwischen dem Konvent und dem Lyzeum gab es vielfache Beziehungen. So kamen die Mädchen bei den kirchlichen Feiertagen zum Gottesdienst zu

uns in die Kirche. Dann standen die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der anderen Seite. Jedesmal ein großes Ereignis mit viel Gesprächsstoff vor und nach den Feiertagen, besonders bei den Älteren im Lyzeum und sicherlich auch im Konvent. Es gab auch gemeinsame Bälle. Dann kamen die Mädchen, begleitet von den Nonnen, zu uns ins Lyzeum, wo zum Tanz in der Aula unsere Kapelle, ein Mandolinen- und Gitarrenorchester, aufspielte. Erlaubt waren nur bestimmte Tänze: Wiener Walzer, Polka Babotschka (Schmetterlingspolka) und Krakowiak (ein Tanz polnischen Ursprungs). Amerikanische Tänze, und darunter fielen z.B. Foxtrott und Tango, waren streng verboten.

Ich habe mich schnell in die Klasse eingelebt. Anders als damals in der Hindenburg-Schule war ich jetzt ein guter Schüler. Im Abschlußzeugnis der 7. Klasse stand sogar, ich sei der zweitbeste Schüler der Klasse. Obwohl ich von Mutter oder Großmutter nicht dazu angehalten wurde, hatten sich meine Einstellung und mein Betragen doch erheblich verändert. Die Verhaftung des Vaters und die übrigen unerfreulichen Erlebnisse der Jahre 1945 und 1946 haben einen sehr starken Einfluß auf meine Entwicklung gehabt. Wahrscheinlich habe ich, damals wohl eher unbewußt, die Schwierigkeit unserer Situation wahrgenommen und mich meiner Mutter gegenüber, vielleicht sogar gegenüber unserer Familie insgesamt, verantwortlich gefühlt. Wir konnten uns keine Unregelmäßigkeiten leisten. Die Gefahr, daß man eventuell sogar wegen kleinerer Vergehen von der Schule gewiesen wurde, war groß. Ich war wohl, gemessen an meinem Alter, sehr ernst geworden.

Wenn ich jetzt zurückdenke, scheint mir der Unterschied zu meinem Schulkameraden Günther interessant und augenfällig. Sein Vater wurde zwar auch von den Sowjets verhaftet, nach kurzer Zeit aber wieder freigelassen. Das Familienoberhaupt war wieder zu Hause, die Familie also komplett. Ich glaube, daß er deshalb das Leben viel leichter nahm als ich.

Es geschah an einem Dezembertag im Jahre 1948. Als ich an jenem Morgen in die Schule kam, war dort die gewohnte Ruhe und Ordnung einer chaotisch wirkenden ängstlichen Unruhe gewichen! Was war geschehen? Allmählich wurde mir klar, daß alle im Lyzeum lebenden Priester in der Nacht von den Chinesen verhaftet worden waren. Dasselbe mußte wohl auch mit den zivilen Lehrern geschehen sein (was sich später bestätigte), da keiner von ihnen in der Schule erschien. Wie sollte es weitergehen? Nach und nach sorgten die Rottenführer in gewohnter Weise für Ruhe und Ordnung. Wir Schüler hatten uns in unseren Klassenzim-

mern selbst zu beschäftigen. Es dauerte ein paar Stunden, bis Repräsentanten der russischen Schulbehörde erschienen und uns mitteilten, daß das Lyzeum geschlossen werde und die Schüler auf die sowjetischen Schulen der Stadt verteilt würden.

Und was passiert nun mit uns deutschen Schülern? Ist die Schulzeit für uns schon wieder zu Ende? Es dauerte eine ganze Weile, bis diese Frage beantwortet war. Ein Mitarbeiter der russischen Schulbehörde befragte nun jeden Schüler, wo seine Eltern lebten. Denn es ging darum, die Schüler auf die Schulen zu verteilen, die der elterlichen Wohnung am nächsten lag. Es dauerte lange, bis wir, Günther und ich, an die Reihe kamen. Zu unserer nicht geringen Verwunderung und großen Erleichterung ging das dann ganz schnell vonstatten. Wir beide wurden der nahegelegenen „2. Sowjetischen Mittleren Schule“ zugewiesen. Man konnte uns wohl schlecht ausschließen.

Warum wurden alle Priester und Lehrer verhaftet? Was man ihnen vorwarf, wurde weder uns Schülern noch der Öffentlichkeit mitgeteilt. Unter der Hand hieß es, sie würden der Spionage beschuldigt. Die Priester, also auch die Leitung des Hauses, erkannten den Papst als ihren obersten Herrn an. Sie alle waren während ihrer Ausbildung in Rom gewesen. Das genügte, um sie der Spionage zu verdächtigen. Die meisten sind in der Gefangenschaft umgekommen. Nur wenige, darunter Vater Paul Chalet, wurden nach langen Jahren entlassen. Ihm war vergönnt, den Lebensabend in seiner Heimat zu erleben.

Wieder eine neue Schule, und nun sogar eine sowjetische! Neue Lehrer und auch die meisten Mitschüler neu, denn nur wenige aus unserer alten Klasse kamen in diese Schule. Anders als im Lyzeum herrschte in dieser Schule Koedukation. Aber ähnlich wie im Lyzeum mußten jeden Morgen vor Schulbeginn alle Schüler im Sommer auf dem Schulhof, im Winter in der Aula bzw. im Turnsaal in Reih und Glied antreten. Ebenfalls anders als im Lyzeum wurde hier natürlich nicht gemeinsam gebetet, sondern im Sommer bei Trommelklang zuerst marschiert; anschließend wurden, unter derselben Trommelbegleitung, einstudierte Gymnastikübungen ausgeführt. Im Winter entfielen die Märsche.

Eines Tages fehlte der Trommler. Unser Turnlehrer, der das Oberkommando hatte, war in arger Verlegenheit. Ohne Trommeln funktionierten die Märsche und die Gymnastikübungen nicht richtig. Er fragte also in die Runde, ob jemand trommeln könne. Gegen die Gymnastik hatte ich nichts einzuwenden, aber da ich kein Freund vom Marschieren war, meldete ich mich. Der Lehrer, der mich

als Deutschen kannte, war natürlich überrascht. Aber da kein anderer Trommler zu finden war, probierte er es mit mir, und siehe da, ich trommelte tatsächlich richtig. So wurde ich Trommler der „2. Sowjetischen Mittleren Schule“. Ich habe mich natürlich gehütet zu verraten, wo ich trommeln gelernt hatte.

Wie an russischen Schulen üblich, trugen alle Schüler, Jungen und Mädchen, Uniform. Noch eine andere Eigenheit herrschte (oder herrscht noch heute?) dort: Die Haare der Jungen durften höchstens einen Zentimeter lang werden. Wurden sie länger, machte der Turnlehrer, denn der hatte insofern für Ordnung zu sorgen, einen darauf aufmerksam. Das hieß, man mußte zum Friseur gehen und sich die Haare auf paar Millimeter Länge kürzen lassen. Unterließ man das, schnitt einem der Lehrer unter dem Gelächter der schadenfrohen Mitschüler eine kahle Spur mitten über den Schädel. Das sah natürlich lächerlich aus. Nur selten hat sich deshalb ein Schüler dieser „Gefahr“ ausgesetzt.

Einige Klassenkameraden waren Mitglieder einer Fußballmannschaft des Eisenbahn-Sportvereins. Sie konnten Verstärkung gut gebrauchen, und so fragten sie Günther und mich, ob wir nicht mitmachen wollten. Wir machten gerne mit, und so wurde ich Mitglied der Fußballmannschaft von „Lokomotive II“ in der 2. Harbiner Liga. Die anderen fünf oder sechs Mannschaften der Liga bestanden aus Erwachsenen. Wir waren dagegen nur etwa 16 oder 17 Jahre alt, weswegen man uns zum Wettbewerb nicht zulassen wollte. Bei einem Freundschaftsspiel gegen eine Mannschaft aus ebendieser Liga, das wir gewannen, bewiesen wir unsere Eignung und wurden zum Wettbewerb zugelassen. Und siehe da, wir schlossen das Jahr als zweitbeste ab. Die Urkunde habe ich noch heute. Wir waren zwar physisch unseren Gegnern unterlegen, aber wendiger und zum Teil auch schneller als sie. Es hat Spaß gemacht, zumal weil die Kameradschaft „stimmte“.

Es gab auch Leichtathletikwettkämpfe zwischen den Schulen. Das waren große Ereignisse, denn jede Schule wollte natürlich besonders gut abschneiden. Bei einem Hochsprung rutschte ich aus und fiel auf den harten Boden vor der Sandgrube. Dabei habe ich mir das Steißbein stark angeschlagen. Es tat sehr weh, und ich konnte nicht weitermachen. Als ich am nächsten Tag noch starke Schmerzen hatte und kaum gehen konnte, mußte ich einen Orthopäden konsultieren. Aber welchen? In Harbin gab es nur wenige. Und lediglich von einem dagebliebenen japanischen Arzt wurde Positives berichtet. Japaner hatten aber noch immer ei-

nen schlechten Ruf. So habe ich den japanischen Arzt mit großer Sorge aufgesucht. Er konnte kein russisch, seine Assistentin übersetzte. Es war ein korpulenter Mann, der mürrisch dreinblickte und daher nicht gerade vertrauenerweckend wirkte. Er untersuchte mich und ließ mir dann „ausrichten“, das Steißbein sei angebrochen. Er klebte mir ein mit einer braunen Paste beschmiertes Pflaster auf die schmerzende Stelle. Ich mußte in regelmäßigen Abständen wiederkommen, um das Pflaster erneuern zu lassen. Und es half tatsächlich. Die Schmerzen ließen allmählich nach, und auch meine Angst vor ihm verging. Ich empfand nun, daß er eigentlich mehr traurig als mürrisch dreinblickte. Denn seine Situation als einer der ganz wenigen in Harbin verbliebenen Japaner – vielleicht ließen die Chinesen den Spezialisten nicht ausreisen? – war sicher nicht gut und wohl auch nicht ungefährlich. 1948 heiratete meine Schwester Luise Alexander Volkoff. Ihr Mann hatte eine Anstellung bei der Firma Tschurin in der Mongolei erhalten, und so zogen sie in dieses unwirtliche Land. Meine Großmutter hatte das Zimmer nun für sich. Vor 1945 hatten wir eine russische Schneiderin beschäftigt, die gelegentlich zu uns kam und für uns nähte. Es war eine ältere Dame aus gutem Haus, die sich auf diese Weise ihren Unterhalt verdiente. Mit ihr freundeten wir uns an. Als Vater verhaftet wurde, hat sie sogar einige Wochen bei uns gelebt, um uns als Dolmetscherin bei eventuellen weiteren „Besuchen“ behilflich zu sein.

Als Luise auszog, konnte die Schneiderin wieder einziehen und bei uns angestellt werden. Sie hat wohl nicht allzuviel für uns genäht, sondern war vielmehr Oma Guthkes Gesellschafterin. Oma verstand sich sehr gut mit ihr, und sie konnten sich wunderbar auf russisch unterhalten. Ich nehme an, daß die Schneiderin mit einem geringen Lohn zufrieden war, denn Geld hatten wir kaum. Sie hatte allerdings freie Kost und Logis.

Oma Guthke konnte kein Deutsch, so daß wir uns mit ihr auf russisch unterhalten mußten. Anfangs sprachen wir in ihrer Gegenwart auch untereinander russisch, damit sie nicht annehmen mußte, wir sprächen über sie oder verheimlichten ihr etwas. In der kleinen Wohnung führte das schließlich dazu, daß wir uns nur noch auf russisch unterhielten. Dazu trug anfangs auch bei, daß wir, um nicht aufzufallen, auf der Straße russisch sprachen. In der Schule natürlich sowieso. Unsere deutschen Sprachkenntnisse verkümmerten, und als wir wieder mit Deutschen zusammenkamen, stellten wir beschämt und erschrocken fest, daß wir Schwierigkeiten hatten, uns in unserer Muttersprache zu unterhalten.

Meine zweieinhalb Jahre im Konvent (1947-1949)

Angelika Lübben

Mein Vater, August Ponschab, wurde im Spätherbst 1940 als deutscher Konsul von Kobe nach Harbin versetzt. Am 24. August 1945 verschleppte ihn die sowjetische Besatzungsmacht unter dem Vorwurf der Spionage nach Sibirien. Nach acht und einem halben Jahr, drei Todesurteilen und dem Erleben von vierundzwanzig Kriegsgefangenenlagern kam er in der Neujahrsnacht 1953/1954 in die Heimat zurück, um schon drei Monate später wieder seinen Dienst für das Auswärtige Amt im Ausland anzutreten (nacheinander in Holland, Österreich und Italien).

In den letzten Tagen vor dem Einmarsch der roten Armee in die Mandschurei war meine Mutter mit meinem Bruder (geb. 1943 in Peking) und mir (geb. 1934) von unserem Haus am Stadtrand von Harbin zu meinem Vater ins Konsulat gezogen. Wohlweislich, denn in der Nacht nach unserem Umzug versuchte eine chinesische Bande (Chunchusen) das Haus zu überfallen und auszurauben. Die noch anwesenden japanischen Wachsoldaten schossen alle nieder. Als ich am nächsten Tag mit dem Fahrrad heimlich meinen Kanarienvogel holen wollte, mußte ich über viele Leichen steigen. Von zuhause hatten wir lediglich einige persönliche Dinge – z. B. Fotos – mitgenommen, die wir in einer Garage deponieren konnten. Zu viert kampierten wir im Büroraum meines Vaters. Am 24. August 1945 in aller Frühe drangen Angehörige der roten Armee ins Konsulat ein, angeblich zu einer „Besprechung“. Kurz darauf wurden die anwesenden männlichen Angehörigen des Konsulats fortgebracht, deren Frauen und Kinder, die sich ebenfalls hierher begeben hatten, auf einen Lastwagen geladen und nach Kusjangtung verschleppt. Kusjangtung ist ein kleines Chinesendorf, etwa 20 Kilometer vor den Toren Harbins gelegen. Dort wurde uns die Wohnung einer offensichtlich vor kurzem ermordeten japanischen Familie zugewiesen. Der Babybrei kochte noch auf dem Herd.

Nachdem wir zwei Monate in Kusjangtung verbracht hatten, fanden wir Obdach im Missionskrankenhaus der Franziskanerinnen, genannt „Missionarinnen Mariens“ (FMM) in Fudjadjan, der Chinesenstadt von Harbin. Die Bekanntschaft mit den Missionarinnen bestand seit Beginn unseres Aufenthalts in Harbin. Die Japaner waren darauf aus, die damalige Oberin des Missionskrankenhauses, eine Francokanadierin, aus politischen Grün-

den zu internieren und das Kloster zu schikanieren, was mein Vater dank seiner Position als deutscher Konsul glücklicherweise verhindern konnte. Die alte Dame starb, ihre Nachfolgerin wurde Mère Roswinda (Elisabeth) Prinz, eine Deutsche aus dem Rheinland, im Alter meiner Mutter, und es entstand im Laufe der Jahre eine enge Freundschaft. Somit war es für Elisabeth selbstverständlich, daß sie uns dreien in der Not extrem großzügig half. Während meine Mutter sich in der Krankenpflege nützlich machte, half ich in der Wasch- und Bügelküche.



Der Konvent der Franziskanerinnen, Harbin 1935

Dieselben Schwestern unterhielten in Sad Gorod, einem Vorort Harbins, den Konvent, ein Internat, in dem hauptsächlich Waisen, Halbwaisen oder Kinder gestrandeter Familien untergebracht waren. Die Schwestern stammten unter anderem aus Frankreich und aus Polen, wobei im Missionskrankenhaus auch mehrere Italienerinnen und Chinesinnen anzutreffen waren. Die Umgangssprache war meist Französisch. Unter uns Kindern wurde Russisch gesprochen, entsprechend wurde auch der Unterricht in Russisch abgehalten.

Als ich im Frühjahr 1947 in die Klosterschule eintreten konnte, war ich die einzige „Ausländerin“, denn die anderen Mädchen waren neben einigen Halbchinesinnen zumeist Russinnen. Damals sprach ich noch kein Wort Russisch. Nun, das sollte sich ändern, da nach drei Monaten Schonfrist meine Aufsätze und Diktate voll bewertet wurden. Den Unterricht erteilten die Schwestern, später kamen noch ein jüngerer Chinese, der Chinesisch unterrichtete, und ein alter russischer Herr für russische Sprache und Literatur dazu.

Der Konvent mußte nach 1945 schwere Zeiten durchstehen. Die Schwestern konnten auf keinerlei

finanzielle Unterstützung hoffen. Auch sonst galt es, sehr diplomatisch und vorsichtig zu sein, da die sowjetische Besatzung solche kirchlichen Einrichtungen nur mit großer Skepsis duldeten. Entsprechend wurde auch der Unterrichtsstoff geändert. Zum Beispiel wurde anstelle von Geschichte sowjetische Verfassung gelehrt.

Doch der tägliche Ablauf blieb wie in allen Jahren zuvor normal. Morgens um 6:30 Uhr öffnete sich die Tür des Schlafsaals, in dem wir zu etwa dreißig Mädchen schliefen, und Mère Agathona forderte uns mit ihrem unerbittlichen „Ave Maria“ auf, schnell aufzustehen, in den Waschraum zu eilen und unsere langen Haare kämmen zu lassen. Das bedeutete, daß wir uns in einer langen Schlange aufstellen mußten. Vorne stand Mère Agathona, vor ihr eine Schüssel gefüllt mit Petroleum. Hierin tauchte sie einen Kamm und fuhr damit jeder von uns durchs Haar, um die Kopfläuse zu bekämpfen, ein hoffnungsloses Unterfangen.

Dann galt es, husch-husch in die Schultracht, einen blauen Kittel, zu schlüpfen und in den morgendlichen Gottesdienst zu eilen, den entweder Otez¹ Foma, Otez Pavl oder Otez Kosma und an besonderen Tagen auch Vladika² Favian hielten. Die geistlichen Herren kamen aus dem Lyzeum herüber. Jeden Samstag mußten wir zur Beichte, an Sonn- und Feiertagen dauerte der Gottesdienst bis zu drei Stunden.

Anschließend an den Gottesdienst gab es Frühstück, ein wäßriges heißes Getränk aus einem Blechbecher und ein Stück Brot, aus dem noch das Getreide herausstach. Der Hunger war ein großes Thema. Selbst wenn einmal ein Paket mit Lebensmitteln von „zu Hause“ ankam, durfte man es nicht behalten, es wurde unter allen aufgeteilt. Manche versteckten das Brot, bis es schimmelig wurde. Wehe – wenn man erwischt wurde, gab es drastische Strafen.

Wie bereits erwähnt, waren es sehr schlechte Zeiten, und für Essen, Heizen und vieles mehr war kein Geld vorhanden. In den Wintermonaten war es unmöglich, das riesige Gebäude richtig zu beheizen, und oft drang der Frost in Wunden an Händen und Füßen ein und ließ sie nicht heilen.

¹ Die Jeromonachen (in der orthodoxen Kirche Priestermonche) wurden mit „Vater“ angeredet. Sie unterrichteten am Knabenlyzeum des Hl. Nikolaus und hielten den Gottesdienst nach östlichem (russisch-katholischem) Ritus dort sowie im Konvent der Franziskanerinnen.

² Vladika, auch Achimandrit genannt, war das geistliche Oberhaupt der römisch-unierten bzw. russisch-katholischen Gemeinde in der Mandchurei und zugleich Direktor des Knabenlyzeums des Hl. Nikolaus.

Dazu die ständigen Krankheiten. Meine spätere beste Freundin Nadja Slepikova, die neben mir schlief, mit der ich alles teilte und die an offener Tuberkulose litt, konnte sich nie mehr erholen. Auch ich mußte einen Winter lang drei Lungenentzündungen und Typhus durchstehen. Aber wenigstens durfte ich heim nach Fudjadjan, um gesundgepflegt zu werden. Ansonsten durften uns die Angehörigen nur einmal alle fünf Wochen kurz besuchen. Das Heimweh war enorm.

Die Nachmittage verbrachten wir regelmäßig im „Atelier“, wo wir Brautkleider und Altardecken stickten, gleichgültig, ob wir das zuvor gelernt hatten oder nicht. Damit erzielten die Schwestern ein gewisses Einkommen.

An hohen Feiertagen durften wir den Gottesdienst im Lyzeum, also gemeinsam mit den dortigen Schülern, begehen. Es herrschte große Aufregung, wenn wir in unserer Festtagstracht, dunkelblauen bzw. weißen Matrosenuniformen – je nach Jahreszeit – geschlossen ins Lyzeum marschierten und verstohlene Blicke mit den Jungen auf der anderen Seite der Kirche austauschen konnten.

Meine Mutter hatte mir aus einem alten Leintuch eine weiße Matrosenbluse genäht, in der ich mich fast nicht bewegen konnte. Natürlich hoffte ich, daß es wenigstens aus der Ferne niemandem auffiel. Vor allem schämte ich mich vor Mischa, meiner ersten Schulliebe, der auch auf der anderen Seite der Kirche stand. Er schien es nicht zu bemerken.

Eines Tages, 1949, tauchte eine neue Gruppe von Mädchen und Ordensschwestern (Ursulinen) bei uns auf. Sie suchten bei uns Unterschlupf, nachdem ihre Schule aufgelöst worden war.

Im Herbst 1949 lösten die Rotchinesen die sowjetische Besatzung ab. Gleichzeitig wurde auch der Konvent auf politischen Druck hin aufgelöst, als die Gefangennahme der Ordensschwestern drohte. Ein Jahr nach der Schließung, im Jahre 1950, mußten alle Ordensschwestern Harbin verlassen und wurden in alle Welt verstreut (Polen, Australien, Frankreich, Österreich usw.).

Mit Mère Roswinda, die nach Südamerika versetzt wurde, hatte ich bis zu ihrem Tod im Jahre 1995 in Buenos Aires noch innigen Kontakt.

Es erscheint mir wichtig festzuhalten, daß die Schwestern, die den Konvent führten, einen enormen Idealismus an den Tag legten. Die zum Teil sehr schwierigen Kinder, die schweren Zeiten, der Mangel an fast allem erforderten eine große innere Kraft, die, der Umstände halber, auch eine gewisse Härte einschloß.

Als Arzt in Korea zwischen 1954 und 1959¹

1. Teil

Günther Huwer

Der Lebenslauf von Prof. Dr. med. Günther Huwer

1.12.1899	geboren in Saarbrücken, die väterliche Familie stammte aus Ostpreußen, aufgewachsen im Osten Deutschlands
März 1917	Militärdienst bis Anfang 1919
1932	nach dem Medizinstudium in Breslau, Jena, Innsbruck und in den USA Privatdozent für Gynäkologie und Geburtshilfe in Jena
Januar 1933	Habilitation, außerordentlicher Professor in Jena
Herbst 1934	Angebot des Kultusministeriums in Berlin, als Ordinarius an die Sun-Yat-Sen Universität in Kanton zu gehen: dreijähriger Vertrag mit chinesischer Regierung
1935-1938	Kanton: Lehrtätigkeit an der Medizinischen Fakultät, leitender Arzt am Tung-Shan-Hospital, Verlängerung des Vertrags geplant
1938	nach japanischen Luftangriffen auf Kanton und Bränden in der Stadt im Oktober Berufung nach Peking
1939-1945	Peking: Gynäkologe am Deutschen Hospital, das im Herbst 1945 von den Nationalchinesen requiriert wird
1945-1947	Privatpraxis in Peking
1947-1948	sechs Monate im Landesinneren auf der Flucht vor Repatriierung durch die US Army
1948-1952	Lehrtätigkeit in Kweilin (Guilin) im Südwesten Chinas
1952	Ausreise über Hongkong und Genua nach Deutschland, Mai 1952 Grenzdurchgangslager Piding/Oberbayern, Stellungssuche
1953-1959	Mitarbeit am Projekt u. Leiter des „Deutsches Rotes Kreuz-Hospital“ in Pusan/Südkorea
1959-1965	Chefarzt an einem städtischen Krankenhaus in Berlin bis zur Pensionierung
1965-1992	Ruhestand mit seiner Ehefrau Elisabeth in Berchtesgaden
6.9.1992	verstorben

Ich versuchte damals, nach meiner Rückkehr aus China, alles Mögliche, um Arbeit zu finden. Der naive Glaube, der Titel „Professor“ würde helfen, war schnell zerstört. Ein Regierungsrat, selbst Flüchtling, der eine Art Flüchtlingsbetreuung und Arbeitsbeschaffung in Düsseldorf betrieb, zeigte mir die Liste der Ordinarien, die aus Ostdeutschland kommend nun im Westen ohne Arbeit waren und bestenfalls als Urlaubsvertreter niedergelassener Ärzte eine sehr kümmerliche Teilzeitbeschäftigung gefunden hatten. Damals bestand auch eine Niederlassungssperre. Bewerbungen schrieb ich, wo immer sich die geringste Chance zu bieten schien.

Da erreichte mich 1953 eines Nachmittags ein Telefonanruf – der mir von Peking her befreundete Botschaftsrat Dr. Hans Bidder riet mir, mich an Bonn zu wenden, wo ein „Rot-Kreuz-Hospital“ für Korea geplant werde. Am nächsten Tage schon meldete ich mich in Bonn, wo ein Aufstellungs-

kommando eingerichtet war. Der Leiter des Unternehmens war Professor Klose, Ordinarius für Hygiene in Kiel. Bundeskanzler Adenauer hatte ihm diese Aufgabe übertragen. Besagtes Krankenhaus hatte er den Amerikanern als Dank für die Berliner Luftbrücke zugesagt. So bald wie möglich stellte ich mich bei Professor Klose vor. Anfangs lehnte er meine Mitarbeit rundweg ab, erstens, weil ich Parteigenosse gewesen war, zweitens, weil ich als Gynäkologe an der Front kaum eingesetzt werden könnte. Ich gab aber nicht auf, brachte meine Kenntnisse des Englischen und des Chinesischen vor, überhaupt die Kenntnis Ostasiens, und wurde schließlich auf Befürwortung durch Dr. Bidder und Martin Fischer, den früheren Gesandten in Shanghai, akzeptiert. In der Zwischenzeit waren Ärzte, Handwerker und Fahrer, letztere fast alle aus dem Grenzschutz, eingestellt worden.

Schließlich wurde ich zusammen mit einem Herrn Wrede, der als Schirrmeister für die fünfzehn

¹ Extrakt der Seiten 180-207 aus Huwers Manuskript „Erinnerungen eines deutschen Arztes“.

Lastwagen, die verschiedenen Kombis und Personenwagen verantwortlich war, und einem Herrn Witting, der als Intendant die Geschäfte führen sollte, als Vorauskommando nach Korea entsandt. Die Ausrüstung war schon per Schiff unterwegs.



Prof. Huwers (links) Verabschiedung, Januar 1954
Quelle: StuDeO-Fotothek P6398

Mir war telegraphisch noch vor dem Abflug vom Rhein-Main-Flughafen, wo ich von Professor Hallstein, dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, und General Handy, dem Oberkommandierenden der amerikanischen Streitkräfte in Deutschland, feierlich verabschiedet wurde, die Leitung des Hospitals übertragen worden. Auf diese Ernennung war ich recht stolz. Ich fühlte mich der großen Aufgabe gewachsen und war voller Zuversicht, daß mein Konzept sich als gut und richtig erweisen werde.

Es hat sich bewährt, auch wenn es auf harte Proben gestellt wurde. Die Aufgabe, so vielen armen Koreanern wie möglich ärztlich zu helfen, hat dieses Hospital erfüllt, vor allem dank der aufopferungsvollen Arbeit von Ärzten, Schwestern, Pflägern und Hilfspersonal jeglicher Art.

Die Aufgabe, die mir mit der Leitung dieses Krankenhauses gestellt war, empfand ich als eine Herausforderung an mich als Mensch und als Arzt. Daß dieses Amt viele Tücken in sich barg, war von Beginn an offensichtlich. Ich unterstand zuhause offiziell dem Deutschen Roten Kreuz (DRK), in Korea den United Nations, aber praktisch der amerikanischen Armee und ihren Offizieren. Ich mußte aber auch mit dem Auswärtigen Amt und dem Finanzministerium in Deutschland und dazu noch mit der koreanischen Regierung Verbindung halten. Das verkomplizierte meine Arbeit ganz erheblich, nicht zuletzt, weil – besonders vom Auswärtigen Amt – nur zu oft Entscheidungen getroffen wurden und Weisungen ergingen, die, sofern realisiert, unserer Arbeit „draußen“ geschadet hätten. Es hat sich immer wieder ohne Sachkenntnis über meine Vorschläge hinweggesetzt. Dennoch, die Arbeit im Hospital war segensreich für uns Deutsche wie für unsere koreanischen Patienten.

„Deutsches Rotes Kreuz“ im Namen des Hospitals war in Wahrheit nur vorgeschoben, Weisungsbefugnisse hatte es kaum.

Da der Krieg in Korea während der Vorbereitungen des Projekts durch das Waffenstillstandsabkommen am 27. Juli 1953 beendet war, wurde unser Hospital – auf Wunsch der Amerikaner – schließlich stationär in Pusan eingesetzt, weil diese Hafenstadt im Südosten Koreas durch den Krieg am stärksten gelitten hatte. Die Ankunft am 24. Januar 1954 nach einem Flug via Tokyo und von dort mit einer amerikanischen Militärmaschine nach Pusan war ungemütlich. Es herrschte eine bittere Kälte, und wir drei standen ziemlich ratlos auf dem Flugplatz. Nach langem Warten kam ein Amerikaner in die ungeheizte Baracke, die den Aufenthaltsraum des Flughafens bildete, und brachte uns im Jeep in die Stadt, wo wir notdürftig und ohne Heizung untergebracht wurden.

Als die rund achtzig Deutschen für das Projekt rekrutiert wurden, tobte in Korea noch der Krieg. Die Gehälter, die in den Arbeitsverträgen festgesetzt waren, stellten kein Lockmittel dar, denn sie waren keineswegs hoch. Man darf also sagen, daß die meisten aus Idealismus hinausgingen, manche der Jüngeren wohl auch aus Abenteuerlust. Die nächsten Jahre haben bewiesen, daß mit ganz wenigen Ausnahmen alle deutschen Mitarbeiter der Forderung, die an sie gestellt wurde – Arbeit und noch mal Arbeit an armen, kranken Menschen – mit Freude erfüllt haben, und das trotz persönlicher Opfer, trotz beengten und sehr primitiven Wohnens. Mir als einzigem, als Ältestem und als Direktor, stand ein eigenes Zimmer von neun Quadratmetern zur Verfügung; Tisch und Stuhl waren aus Kistenbrettern zusammengeschlagen, das Bett ein Eisengestell. Alle anderen Ärzte und Angestellten mußten zu zweit, ja zu dritt in einem Raum hausen; die Fahrer und Handwerker wohnten in Nissenhütten [*Bezeichnung für eine im Ersten Weltkrieg von Peter Norman Nissen entwickelte Wellblechbaracke mit gewölbten Wänden und ebensolchem Dach*]. Erst im Lauf der Jahre konnte die eigene Werkstatt Stühle und Tische von einiger Güte herstellen. Diese primitiven Unterkünfte, ein gemeinsamer Eßsaal für alle deutschen Mitarbeiter, das Zusammenwohnen auf engem Raum, all das wurde ohne einen Laut der Klage hingenommen. Die Verpflegung, amerikanische Armeerationen, war sehr gut. Die amerikanische Armee berechnete Deutschland einen Dollar pro Kopf und Tag dafür.

Die Bundesregierung zahlte keinen Pfennig für unsere Unterkunft. Die Gebäude waren von den Amerikanern beschlagnahmt. Dennoch wurde bei

uns allen für Verpflegung und Unterkunft von dem Auslandstagegeld nicht weniger als 45% einbehalten, eine Maßnahme, die durch nichts berechtigt war. Der amerikanischen Armee, der wir direkt unterstellt waren, kann ich dagegen von ganzem Herzen für ihre stets hilfsbereite, verständnisvolle Haltung danken, die sich durchaus nicht nur in Ratschlägen, sondern in sehr konkreter Hilfe äußerte, wo immer wir sie brauchten.

Später, im Oktober 1956, traf in Korea ein deutscher Botschafter, Herr Dr. Richard Hertz, ein. In ihm hatte das DRK-Hospital einen interessierten Freund und Gönner gefunden. Ich selbst kam ihm persönlich nahe und habe in meiner Stellung volle Unterstützung von ihm gefunden.

Als ich nach einer ungemütlich kalten Nacht am ersten Morgen in Korea mit dem für uns zuständigen Vertreter der amerikanischen Armee zusammenkam, war ich recht deprimiert. Ich erfuhr, daß noch keine geeigneten Gebäude für uns frei seien, daß erst nach Auflösung des 21. Evakuierungshospitals die Möglichkeit bestünde, unser Hospital zu eröffnen. Es hat in der Folge tatsächlich noch ein Vierteljahr gedauert, bis wir endlich, am 24. April 1954, die Gebäude beziehen und das Hospital am 17. Mai eröffnen konnten. Während dieses ersten Vierteljahrs mußten sich die deutschen Mitarbeiter in äußerst beengten Quartieren bei beißender Kälte – es waren täglich minus 10 Grad – so gut wie möglich einrichten. Die Untätigkeit, die billigen alkoholischen Getränke aus dem PX, der Andrang von Dirnen, von denen es in Pusan wimmelte, aus all dem ergaben sich Probleme für die Leitung, worunter ich durchaus nicht nur meine Person, sondern auch die ärztlichen Abteilungsleiter und nicht zuletzt die Frau Oberin verstehe. Und das keineswegs, weil die Koreaner besonders unmoralische Menschen gewesen wären, sondern weil damals in Korea, besonders in Pusan, unbeschreibliche Armut und Hunger herrschten. Die Stadt beherbergte um diese Zeit fast eine Million Flüchtlinge, Menschen, die vor den Kommunisten geflohen waren. Viele Töchter dieser armen Familien gingen auf die Straße, um ihren Angehörigen zu helfen, sie opferten sich im wahrsten Sinne des Wortes auf, denn nur wenigen der Flüchtlinge gelang es, geregelte Arbeit zu finden und ihren Unterhalt redlich zu verdienen.

Die Gefahr der erzwungenen Untätigkeit haben wir sehr wohl erkannt. Deshalb wurden Gesundheitsuntersuchungen in Schulen Pusans und der Umgebung angesetzt und in einem Zelt eine große Ambulanz eröffnet, um so wenigstens einen Teil meiner Landsleute zu beschäftigen. Ich verbot, Dirnen in unser Wohngelände zu bringen, und be-

schränkte den Alkoholausschank gemäß den Militärgesetzen auf die Zeit bis 22:00 Uhr.

Als endlich die Gebäude freigegeben wurden, zeigte sich, wie wir alle für ein gemeinsames Ziel zusammenstehen und gemeinsam ans Werk gehen konnten. Ärzte, Pfleger, Schwestern und Fahrer waren von früh bis spät dabei, das für ein Hospital nicht gerade geeignete Gebäude, welches früher eine Mädchenoberschule beherbergt hatte und das wir in arg verwehrtem Zustand von der amerikanischen Armee übernahmen, in ein Krankenhaus mit 250 Betten umzuwandeln. Nicht weniger als 160 Fenster waren mit Pappdeckeln, Illustrierten oder Holz vernagelt, Fußböden waren zum Teil morsch, Fenster und Türen undicht. Ich sehe noch, wie die DRK-Schwester mit hochgekrempten Ärmeln und hochroten Gesichtern, aber fröhlich Gänge und Säle schrubbten, wie Professor Germer und Dr. Daerr, die Leiter der Inneren und der Chirurgischen Station, mit Hand anlegten, um Laborutensilien, Instrumente und anderes ärztliches Arbeitsgerät von LKWs abzuladen. Gemeinsam hatten wir Ärzte zuvor die Verteilung der Räume vorgenommen, die sich über die gesamte Dauer des Hospitals als gut und richtig bewährt hat. Nach zwei Wochen harter Arbeit war es geschafft; der Gebäudekomplex entsprach sicher nicht den Anforderungen, die an ein Krankenhaus in Europa gestellt werden. In Pusan aber war die uns zugewiesene Liegenschaft eine der größten und für unsere Zwecke wohl auch die geeignetste. Unter dem Gesichtspunkt, daß wir in einem Katastropheneinsatz standen, mußten die Mängel eines Provisoriums in dieser besonderen Notlage hingenommen werden.



Eingangsbäude des „Deutsches Rotes Kreuz-Hospital“ vor der Instandsetzung, Pusan 1954

Quelle: StuDeO-Fotothek P6192

Die fünf Jahre Tätigkeit in unserem Krankenhaus haben bewiesen, daß auch unter ungünstigen äußeren Bedingungen wirklich Gutes geleistet werden

kann. Mehrfach hat die koreanische Regierung, zuweilen in recht unhöflicher Form, die Rückgabe der Gebäude verlangt. Wir konnten diese von Undank zeugenden Forderungen immer an die amerikanische Armee weiterleiten, die sich schützend vor uns stellte.

Kummer hatten wir beim Auspacken des ärztlichen Instrumentariums. Es waren ausnahmslos völlig unbrauchbare, überalterte und zum guten Teil total verrostete Instrumente. Ein Teil stammte aus Beständen, die seit dem Ersten Weltkrieg irgendwo gelagert hatten! Jeder Abteilungsleiter berichtete und sandte einen geharnischten Brief nach Bonn, in dem die Schäden beschrieben wurden, und ich schrieb als Abteilungsleiter und Direktor. Es störte uns wenig, daß das Auswärtige Amt uns mitteilte, es sei solche Töne nicht gewohnt, es freute uns aber, daß uns umgehend tadelloser Ersatz zugesandt wurde. Und noch mehr: Während der folgenden Jahre ist das Hospital immer großzügig mit allen benötigten Instrumenten und Medikamenten versorgt worden!

Das Krankenhaus mußte notgedrungen weitgehend autark werden. Wir brauchten zwei Küchen, eine für uns etwa 80 Europäer, die andere für die rund 400 Koreaner (250 Patienten und etwa 150 Angestellte), die wir zu versorgen hatten. Die Armee lieferte Essensrationen prinzipiell nur für Mitglieder der UNO. Zudem sagt die europäische Küche dem Geschmack der Koreaner nicht zu, ihre Speisen sind recht verschieden von westlichem Essen. Die koreanische Küche war für uns keinesfalls billiger, sie war teurer! Wir betrieben eine eigene Wäscherei, eine Hausmeisterei mit rund zwanzig koreanischen Helfern, die ständig mit der Erhaltung der Gebäude, mit Ausbesserungen und Neuanfertigungen zu tun hatten. Der Wagenpark brauchte einen Schirrmeister. Die Versorgung mit Strom, von der Stadt nur unzureichend geliefert und dazu noch mit sehr starken Schwankungen, mußte mit Generatoren, die uns die Amerikaner leihweise überließen und uns in den fünf Jahren nie im Stich gelassen haben, gesichert werden. Ein Trupp, der Ungeziefer bekämpfte und vor allem gegen die Rattenplage vorging, mußte aufgestellt werden. Schließlich war Pusan eine Hafenstadt, die im Krieg arg zerstört und überlaufen war von Flüchtlingen. Wohin man blickte, sah man Ratten. Es gab keine Kanalisation, keine Unterkellerung, die Fäkaliengruben wurden nur wöchentlich einmal geleert. Ein weiteres schwieriges Kapitel war die Wasserversorgung, die während der Trockenperioden den Einsatz eines Tankwagens rund um die Uhr erforderte. Wie die Generatoren erhielten

wir auch den Tankwagen von der amerikanischen Armee großzügig geliehen.

Die Feuersgefahr war während der Heizperiode in dem morschen Gebäude groß und wurde von Jahr zu Jahr für mich zu einem immer schwereren Alptraum, denn ein Großbrand in dem überalterten Gebäude hätte Hunderte von Menschenleben kosten können. Regelmäßige Feuerlöschübungen und Instruktionen haben erreicht, daß die jährlich etwa fünfzehnmal ausgebrochenen Brände nie zu einem ernststen Schaden führten. Sie entstanden immer durch falsche, meist von Patienten unerlaubt nachts vorgenommene Bedienung der Ölöfen. Die zahlreichen, klobigen Holztreppe, die von den Amerikanern als Feuerleitern an den Außenwänden angelegt waren, ließ ich abreißen. Statt dessen richteten wir Rutschen ein, die bei jeder Feuerlöschübung überprüft und von den kranken Kindern mit lautem Vergnügen benutzt wurden.



Blick in einen vollbelegten Krankensaal

Quelle: StuDeO-Fotothek P6433

Unser Wagenpark bestand aus fünf LKWs, drei VW-Bussen, einem VW-Käfer und einem Unimog. Wir mußten alles, z.B. Heizöl, Lebensmittel, Wasser, von weither heranziehen. Daß all diese notwendigen Transporte reibungslos funktionierten, ist unseren deutschen Fahrern und den zum Teil recht gut angelernten Koreanern zu danken. Die deutschen Fahrer hatten zudem alle ein Handwerk gelernt und konnten entsprechend eingesetzt werden. Die Einsatzbereitschaft dieser jungen Menschen war untadelig, Dienststunden gab es nicht, man arbeitete, solange es etwas zu tun gab, und das dauerte immer viel länger als der normale Arbeitstag in Europa.

Unser großes Anwesen war von hohen Stacheldrahtzäunen umgeben, die nachts durch Tiefstrahler beleuchtet waren. Der Eingang des Hospitals war stets mit Wachleuten, Koreanern unter amerikanischem Kommando, besetzt. Diese Sicherheitsmaßnahme hatte ihren Grund in der Gefahr des Diebstahls. Die Koreaner sind gewiß ebenso ehrliche Menschen wie wir oder Angehörige anderer Nationen. In Pusan aber diktierte die bitterste Not, und die kennt eben kein Gebot.

Die Einladung nach Tianjin und der Besuch meines Geburtsortes Hankow

Martha Strasser

Ich bin 1921 in Hankow, dem heutigen Wuhan als dritte Tochter von Otto und Augusta Klein geb. Sassen geboren und habe dort meine Kindheit und einen Teil meiner Jugend verbracht. Mein Vater war als Kaufmann aus Hamburg nach China gekommen, wo er zuerst für die Firma Fuhrmeister & Co. und dann für die Firma Schnabel, Gaumer & Co. tätig war. Diese Firma, deren Hauptsitz er in Hankow aufbaute, besaß weitere Niederlassungen in Shanghai und Changsha, kurzzeitig auch in Tsingtau und Tientsin (heute: Tianjin). Meine Mutter hat eine zeitlang in China als Missionsärztin gearbeitet. 1909 hatte sie als eine der ersten Frauen das medizinische Staatsexamen am Pomona College in Philadelphia/USA abgelegt; 1913 war sie zum Doktor med. promoviert worden.

Im Jahr darauf ging sie für die Yale Mission an das Missionshospital in Changsha, Provinz Hunan. Dort, im Süden, herrscht „Mittelmeerklima“, doch sind die Winter recht kühl, oft mit Temperaturen um 0 Grad, so daß meine Mutter oft fror. Richtige Heizungen gab es nicht, und so versuchte sie, einen eisernen „Bullerofen“ zu bekommen. Da in Changsha nichts dergleichen aufzutreiben war, wurde sie an einen Herrn Otto Klein verwiesen, von dem es hieß, er sei immer bereit zu helfen, besonders den Missionaren. Sie wandte sich also an ihn, und wirklich wurde ihr der gewünschte Ofen per Schiff zugesandt. Erst zur sommerlichen Urlaubszeit in Kuling im Lushan Gebirge hatte sie dann Gelegenheit, ihn persönlich kennenzulernen. Dort verbrachten die meisten Europäer, die in Mittelchina lebten, die heißen Sommerwochen, zwar ohne Strom und fließend Wasser, dafür aber in wohlthuender Kühle. Während eines geselligen Beisammenseins von „Langnasen“ erfuhr meine Mutter, daß auch besagter Otto Klein anwesend sei. Sie bat darum, ihm vorgestellt zu werden, um sich zu bedanken. So lernten sich meine Eltern kennen und verstanden sich wohl so gut, daß sie in Briefkontakt blieben. Ob es Liebe auf den ersten Blick war? Immerhin heirateten sie 1917, obwohl sie ja damals, im Weltkrieg, er als Deutscher und sie als Amerikanerin „eigentlich“ hätten Feinde sein müssen. Nach der Hochzeit gab meine Mutter ihre Arbeit in der Missionsstation auf und kam nach Hankow, wo sie aber noch häufig in allen Kreisen der Gesellschaft als Ärztin zu Rate gezogen wurde.

1927 war in unserem „Drei-Mädel-Haus“ endlich der ersehnte Stammhalter Karl-Otto zur Welt gekommen. Wir Kinder wurden jeweils von unseren Eltern, die in China blieben, zur abschließenden Ausbildung nach Deutschland geschickt. Sie selbst wurden 1951 unter Mao Tse-Tung ausgewiesen. Zwar war inzwischen der Zweite Weltkrieg zuden, doch Deutschland war noch so zerstört und von den Alliierten besetzt, daß sie hier nicht glücklich wurden. In China, wo sie die meiste Zeit zugebracht hatten, war ja ihr gesamtes Hab und Gut zurück geblieben. Ein Jahr nach der Rückkehr erkrankte mein Vater schwer und starb 1953. Wenige Monate darauf starb auch meine Mutter nach einer zu spät durchgeführten Operation. Meine Eltern hatten eigentlich geplant, so bald wie möglich wieder nach China zurückzukehren und verlegten deshalb ihren Hauptwohnsitz nach Basel. Von dort wäre damals eine „Ausreise“ eher möglich gewesen. Wir vier Geschwister, Ruth verh. Küther, Gretel verh. von Frowein, mein Bruder und ich, hielten uns indes alle in Deutschland auf. Im Januar 2005 erhielt ich die offizielle Einladung von Frau Hang Ying vom „International Architectural Heritage Museum“ in Tianjin, vom Gesundheitsministerium und vom Chefarzt der HNO-Abteilung des 4. Krankenhauses in Tianjin zu einem einwöchigen Besuch. Mein Anliegen war es, mein in jahrzehntelanger praktischer Arbeit als Therapeutin für Kehlkopflose erworbenes Wissen an chinesische Fachärzte weiterzugeben, damit es ihren betroffenen Patienten zugute kommt.

Abgesehen von einigen Ausflügen in die Historie von Tianjin wurde ich durch einige Krebskliniken, speziell deren HNO-Abteilungen, geführt. Ich hatte nämlich gebeten, dort nicht nur mit den Ärzten zu sprechen, sondern auch die Patienten und ihre Angehörigen zu treffen sowie Einzeltherapien durchzuführen. Meist hielt ich anschließend einen Vortrag in einem gut gefüllten Hörsaal. Glücklicherweise hatte ich meine Skripte bereits zu Hause ins Chinesische übersetzen lassen. So hielt ich selber nur eine kurze Einführung und ließ dann den eigentlichen Vortrag gleich vom Dolmetscher verlesen. Die Woche in Tianjin war sehr interessant, aber auch ein wenig anstrengend.

Im Anschluß daran entschloß ich mich, meine Chinareise auf eigene Kosten etwas auszudehnen,

um Hankow (heute: Wuhan) zu besuchen, wo ich, wie gesagt, geboren bin. Außerdem wollte ich auch noch die Freunde vom „New Voice Club“, dem Verein der Kehlkopfloren in Hongkong, besuchen. Zwei Jahre zuvor hatte mich ein dortiger Kehlkopfloser per Fax um Hilfe bei der Verwendung eines Hilfsmittels, eines sogenannten Larchel, gebeten. Diesen Kontakt wollte ich jetzt vertiefen. So verbrachte ich also die Zeit vom 4. bis zum 29. Mai 2005 in China.

In Wuhan angekommen, wurde ich vom Vertreter des China Travel Service (CTS) mit der Frage begrüßt: „Sind Sie Frau Strasser?“ Dabei empfing mich das grelle Licht eines Kamerateams. Die Mitarbeiter des regionalen Fernsehsenders brachten mich ins Yangtse Hotel im Stadtteil Jjankow. Veranlaßt hatte das alles Frau Fang Fang, eine Schriftstellerin und Bekannte von Frau Hang Ying. Sie kündigte an, daß ich gleich am Sonntagmorgen, dem 14. Mai, zum Union Hospital gebracht würde, um vor den dortigen HNO-Ärzten und deren Patienten einen Vortrag zu halten. Im großen Hörsaal dort referierte ich dann also etwa eine Stunde vor rund 300 Ärzten, Pflegern, Patienten und deren Angehörigen. Dr. X. J. You vom Tongji Medical College übersetzte und erzählte mir beim anschließenden großen Essen, daß er bald für zwei bis drei Wochen einer Einladung ins Klinikum Fulda (HNO und Plastische Gesichtschirurgie) Folge leisten werde. Nach meinem Vortrag blieb nur eine Stunde Zeit für Patientenfragen. Wirklich persönliche Einzelkontakte waren also aus Zeitmangel kaum möglich. Immerhin wurden viele meiner mitgebrachten ins Chinesische übersetzten Rehabilitationsvorschläge kopiert und an die Betroffenen verteilt. Auch die Videos über die Rehabilitationen, die im Rahmen meiner etwa zwanzig vor Fachleuten und Patientenfamilien im Westen gehaltenen Seminare entstanden sind, wurden kopiert.

In den verbleibenden Tagen wurde ich vom örtlichen Fernseheteam und von Frau Fang begleitet. Ständig kamen neue Personen hinzu, die fast alle mit einer Kamera bewaffnet waren. Natürlich wollte ich mein Elternhaus wiedersehen. Bei meinem letztem Besuch 1996 hatte ich es nach einer dreistündigen Taxifahrt endlich wiedergefunden, konnte es aber nicht betreten. Das Haus, das in einem großen Garten stand, sah gepflegt aus. Sogar Blumen auf der Terrassenmauer entdeckte ich – wie zu meiner Kindheit. Meine Fotos überzeugten zu Hause auch meine Geschwister, daß dies unser ehemaliges, also das Klein'sche Wohnhaus war. Ich hatte mir damals die Adresse vom Taxifahrer aufschreiben lassen, und nun fuhr also der ganze

Troß mit mir dorthin. Schon von weitem war das rote Ziegeldach mit den ovalen Fenstern in der Dachspitze zu sehen.

Wir gingen die Treppe zur Terrasse und zum Haupteingang hoch. Die Tür war verschlossen. Da man Leute im Haus sah, wurde laut gerufen, und schließlich öffnete eine junge Chinesin ein Fenster. Man erklärte ihr den Grund unseres Kommens, woraufhin sie uns eintreten ließ. Das Haus beherbergt heute ein chinesisches Hotel, das gerade renoviert wurde.

Die Gefühle, die mich beim Gang durch die Haustür und in die Diele bewegten, sind kaum zu beschreiben. Ich sah die Treppe, die zu den Schlafräumen im Obergeschoß führte und auf deren Geländer wir als Kinder immer heruntergerutscht waren – zum Entsetzen meines Vaters. Von der Diele gleich rechts ging wie früher eine Tür ins „Wohnzimmer“, das sehr ähnlich möbliert war wie damals. Wo das Klavier gestanden hatte, stand nun ein Sofa, und wo unser Sofa gestanden hatte, stand nun ein Schreibtisch. Rechts davon ging es auf die Terrasse und links in einen kleinen quadratischen Raum, unseren Wintergarten. Meine Mutter als begeisterte Gärtnerin hatte dort viele Topfpflanzen auf Fensterbretter und in Ecken gestellt, um sie vor der winterlichen Kälte bzw. Kühle zu schützen.



Beim Mahjong-Spiel

Quelle: StuDeO-Fotothek P6671

In der Mitte stand damals ein runder Tisch, an dem wir oft Mahjong spielten. Auch jetzt stand da ein freilich eckiger Mahjongtisch, bereit zum Spielen! Als ich begeistert ausrief, wie gern ich damals gespielt hätte, drückte Herr Yang Dexiang, der Kameramann, sofort eine Taste im Zentrum des Tisches.

Und die Elektronik funktionierte! Die roten Steine (heute aus Plastik statt aus Elfenbein) tauchten auf und ordneten sich ganz von selbst zu den charakteristischen vier Mauern. Ob ich spielen wollte, wurde ich gefragt. Natürlich wollte ich, wobei niemand glaubte, daß ich das noch konnte! Ich gewann sogar, oder ließ man mich gewinnen? Keiner hatte nämlich reklamiert, daß ich bei einer „chih“-Bambus-Sequenz eine 8 statt einer 6 verwendet hatte. Ich bemerkte das erst später, als ich die Fotos sah. Hatte Frau Fang, die ja hinter mir gestanden und mein Spiel genau verfolgt hatte, das

auch übersehen? Die Steine verschwanden wieder per Knopfdruck, und meine Spielleidenschaft war befriedigt. Die Entdeckungstour durch „unser“ Haus ging weiter. Das frühere recht große Eßzimmer, das ein runder Tisch dominiert hatte, war jetzt leer. Die Renovierungsarbeiten waren halt noch im Gange. Überall standen Bilder an die Wände gelehnt, da und dort fehlten Gardinen. Wir stiegen die Treppe nach oben. Auf halber Höhe befand sich noch die Tür zum „Angestelltenhaus“. Dort flatterte die Wäsche wie bei uns damals. Als wir oben waren, fand ich die Tür zum Kinder- und Spielzimmer angelehnt. Ich öffnete sie und entdeckte eine chinesische Familie, die halb angezogen auf dem Bett saß und sich unterhielt. Ich schloß die Tür ganz schnell. Geradeaus weitergehend kam ich an die Tür zu unserem „Dreimädelszimmer“. Auch jetzt war es ein Schlafzimmer, allerdings mit Doppelbett und Nachttischen. Gegenüber befand sich das frühere „Nähzimmer“, in dem meist eine chinesische Angestellte für uns Mädchen Kleider etc. genäht hat. Oft waren wir alle drei gleich gekleidet gewesen, oder ich trug die Kleider meiner Schwestern auf, wenn diese, die zwei bzw. drei Jahre älter waren, wieder neue bekamen. Das Schlafzimmer meiner Eltern befand sich neben dem Kinderzimmer. Der Durchgang zwischen diesen beiden Räumen, den ursprünglich eine Schiebetür verschloß, war zugemauert.



Das „Klein'sche Haus“ in Hankow im ursprünglichen Zustand, 1943/1944, und als Hotel, 2005

Quelle: StuDeO-Fotothek P6111 und P6114

Da das Haus ja nun als Hotel diente, hatte man einige grundlegende Umbauten vorgenommen, vor allem in der Schaffung von Gästezimmern mit Naßzellen. Auf dem Speicher mit dem ovalen Fenster standen Kisten, Kleiderständer, Wäschebehälter etc. herum. Der anschließende große Bodenraum war abgetrennt worden. Schließlich ging es

zurück über den Treppenabsatz und eine überdachte Terrasse hinüber zum „Nebenhaus“. Auch hier wurden die Räume gerade in Gästezimmer verwandelt.

Doch genug vom „Klein'schen Haus“. In Hankow wurde ich täglich um 10 Uhr abgeholt. Dann ging es etwa zum Gelben Kranich-Turm. Die alte Ruine hatte man am Flußufer stehen lassen und eine neue Pagode in Wuchang, auf der anderen Seite des Yangtse, errichtet. Auch der Große See, einer der vielen in Wuchang, wurde kurz aufgesucht. Neben der Straße war am Ufer entlang ein Fußweg angelegt worden. Mein Dolmetscher, diesmal ein chinesischer Student, der gut Englisch sprach, monierte, es werde zu wenig für die Sauberkeit der Seen getan. Man könne nicht mehr darin baden, und es gebe auch keine Fische mehr darin. Wenn nicht bald etwas geschehe, gebe es nicht einmal genügend Trinkwasser.

Dann begaben wir uns in ein Restaurant, das uns mit schmackhaftem Essen versorgte. Bestellt worden war es von Frau Fang, die, wie ich erfuhr, auch ein Buch über den Ort Kuling und das Lushan Gebirge geschrieben hat. Das interessierte mich besonders, denn dort oben, auf 1.400 m Höhe, haben wir Kinder seinerzeit ja immer die drei heißen Sommermonate verbracht. Bei meiner Chinareise im Jahre 1996 hatte ich unser dortiges Sommerhaus mit Hilfe eines Dolmetschers wie-

dergefunden. Es wirkte äußerlich intakt, und ich durfte es sogar von innen besichtigen. Das Wohnzimmer mit seiner Holztäfelung sah noch genauso aus wie damals; natürlich war es anders möbliert. Es dient als Erholungsheim des Postministeriums der Provinz Jiangxi. Frau Fangs Buch enthält sogar ein Bild von „unserem Haus“.

Kann es ein besseres Beispiel für die Freundschaft zwischen Deutschland und China geben als diesen Mann?¹

Wolfgang Röhr

Der Anlaß, zu dem wir hier heute zusammen gekommen sind, ist in vieler Hinsicht erfreulich: Die Eröffnung des Zentrums für Frieden und Versöhnung findet statt zu einer Zeit, in der es neue Hoffnung gibt für die Verbesserung des Verhältnisses der großen Staaten in Ostasien. Erst vor kurzem hat ein hochrangiges bilaterales Treffen stattgefunden, das die Erwartung eines nachhaltigen Dialogs zwischen den Führern der größten Völker Ostasiens nährt. Würde John Rabe es – er wäre zufrieden.

Ich freue mich ganz besonders darüber, daß wir mit diesem Zentrum einen Deutschen ehren, auf den wir hier in Ostchina ein klein wenig stolz sein dürfen. War John Rabe ein Held? Jedenfalls hat er genau das Richtige getan und noch nicht einmal viel Aufhebens davon gemacht. Er hat gehandelt, und er hat verhandelt – er war zugleich humanitärer Helfer und Diplomat im besten Sinne des Wortes. Leiten ließ er sich dabei von Menschlichkeit, Anstand und Vernunft. Eigentlich war das, was er tat, ganz normal. Jedenfalls für ihn war es das.²

Heute blicken wir mit Respekt und Bescheidenheit auf die Leistung von John Rabe: Respekt, weil er eben zur rechten Zeit das richtige tat und persönliches Risiko nicht scheute, um Menschen in Not zu helfen. Bescheidenheit, weil nur kurz darauf im deutschen Namen Verbrechen verübt wurden, die über die Taten des „guten Mannes von Nanjing“ einen langen Schatten warfen.

Und doch sind wir mit Recht stolz auf einen Deutschen, der so sehr ein Bürger Nanjings wurde, daß er in schweren Zeiten hier blieb, um seinen chinesischen Freunden zu helfen. Kann es ein besseres Beispiel für die Freundschaft zwischen Deutschland und China geben als diesen Mann, dessen Handlungen Menschlichkeit, Integrität und Rechtfertigung widerspiegeln?

Ich begrüße es, daß die Universität Nanjing, die Siemens AG, BSH [*Bosch und Siemens Hausgeräte GmbH*] und das Generalkonsulat in einer gemeinsamen Aktion im Sinne der Erinnerung an John Rabe und der Aussöhnung zusammengewirkt haben. Ich danke allen Beteiligten für die gute und problemfreie Zusammenarbeit. Sie war ersichtlich von dem Wunsch getragen, den Anliegen aller Beteiligten stets in vollem Umfang Rechnung zu tragen.

Mich freut ganz besonders, daß auf Seiten der Bundesrepublik Deutschland nicht nur das Generalkonsulat und das Auswärtige Amt – und damit die Bundesregierung –, sondern auch der Bundespräsident Anteil an dem Zustandekommen dieses Vorhabens haben. Der damalige Bundespräsident Rau hat sich in der Folge seines Staatsbesuchs, der ihn 2003 auch nach Nanjing führte, persönlich für dieses Zentrum eingesetzt.

Schließlich begrüße ich, daß ein schönes und erhaltenswertes Gebäude, das zum architektonischen Erbe der Stadt Nanjing gehört, heute in frischem Glanz erstrahlt, Zeugnis von der langen Präsenz Deutschlands in Ostchina ablegt und – wie wir soeben gehört haben – nun auch als Baudenkmal geschützt ist.³

Natürlich stehen wir heute erst am Anfang einer Entwicklung – einer Entwicklung, die dieses Haus mit Leben erfüllen und es seine weitgesteckten Ziele erreichen lassen soll. Ich bin zuversichtlich, daß das gelingt.

Das Generalkonsulat wird alles ihm Mögliche dazu beitragen, daß hier ein Ort des Austauschs, des Lernens, des Verstehens und der Bereitschaft zum Zuhören entstehen wird – ein Ort, der einen wichtigen Beitrag zu Erinnerung, Verständigung, Versöhnung und gemeinsamer Verantwortung leisten wird.

¹ Ansprache des Generalkonsuls Wolfgang Röhr anlässlich der Eröffnung der „John Rabe and International Safety Zone Memorial Hall“ und des „John Rabe International Research and Exchange Centre for Peace and Reconciliation“ in Nanjing (früher: Nanking) am 31. Oktober 2006.

² Das Wirken John Rabes in Nanjing in den Jahren 1937 und 1938 wurde in den *StuDeO-INFOs* mehrfach behandelt, zuletzt im Heft September 2005, S. 23-25.

³ Das Zentrum befindet sich im ehemaligen Wohnhaus John Rabes.

Buchempfehlungen

Renate Jährling

Als Motivation und ständigen Ansporn sowohl für unsere Rubrik „Buchempfehlungen“ als auch besonders für unsere zielgerichtete Tätigkeit in Archiv und Fotothek mag gelten, was uns in dem Aufsatz von Bettina Wagner mit dem Titel „Aus-senansichten“ in die Augen sprang. Ihre einleitende These, die sich ohne weiteres auf sämtliche Sammlungsbestände des StuDeO übertragen läßt, lautet allgemein treffend:

„Das Gedächtnis der Menschheit wird noch immer vor allem in Büchern bewahrt – trotz aller Tendenzen zur zunehmenden Virtualisierung des geschriebenen Wortes. In ihnen manifestiert sich Erinnerung auf vielfältige Weise. Die beschriebenen oder bedruckten Seiten geben geistige Schöpfungen an die Nachwelt weiter und prägen so unsere Kenntnis von den Ideen, Ereignissen und Personen der Vergangenheit.“

Quelle: aviso 4/2006, S. 8 (Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern)

Die Hinterländer Mountainbiker: Great Wall. Abenteuer China. Selbstverlag 2006. Broschüre, farbig illustriert, 56 S., incl. SVCD (2 Filme, 150 Bilder). – € 6,50. Zu bestellen unter mail@homebiker.de oder bei Ulrich Weigel,

Die passionierten Geschichtsforscher mit Schwerpunkt hessische Geschichte haben sich die Aufgabe gestellt, Geschichte zu „erfahren“. Ihre achte Mountainbike-Tour traten die Hinterländer im Oktober 2006 nach China an. Es reizte sie, in einem für sie zunächst völlig fremden Land Spuren ausgewanderter Hessen zu suchen und gleichzeitig ihrer Mountainbike-Lust zu frönen. Als Ziele boten sich schon bald Peking und die Große Mauer an, insbesondere der wilde, nicht rekonstruierte Teil. Ihre Touren werden jeweils vorher gründlich geplant und inhaltlich vorbereitet. Im Zusammenhang mit der Pekingreise wandten sie sich auch an das StuDeO, das ihnen aus dem Archiv Namen und Biographien von ehemals in Peking lebenden Hessen nennen (z.B. den Architekten Friedrich W. Basel) und außerdem Bildmaterial sowie weitere Hinweise geben konnte.

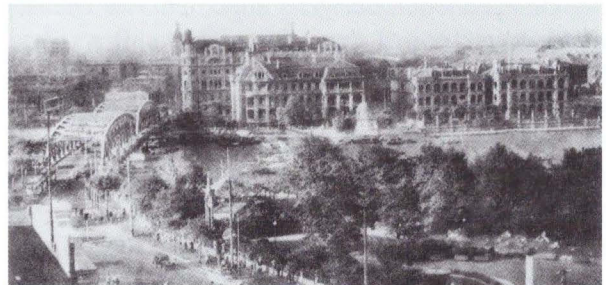
Kettelhut, Silvia: Geschäfte übernommen. Deutsches Konsulat, Shanghai. Impressionen aus 150 Jahren. Shanghai: Shanghai Century

Publ. Group 2005, 231 S.; dreisprachig (Deutsch, Chinesisch, Englisch), Farbdruck. ISBN 7-208-05994-2. – € 35,00. Erhältlich über das Generalkonsulat Shanghai (E-Mail: I@shan.auswaertigesamt.de).¹

„Nur wer seine Geschichte kennt, kann vor der Zukunft bestehen.“ Dieses Motto gibt Generalkonsul Wolfgang Röhr diesem Band zum Geleit, den seine Ehefrau Silvia Kettelhut, eine promovierte Sinologin, – nach Durchsicht der Akten des Deutschen Konsulats – aus 200 Dokumenten und Fotografien zusammengestellt hat.

Shanghai gefällt sich als Metropole der Zukunft. Seine kurze, bewegte Vergangenheit beginnt Mitte des 19. Jahrhunderts, ebenso wie die Geschichte deutscher konsularischer Vertretungen. Geschichte entsteht auch aus dem Alltäglichen – vieles hat sich verändert, vieles ist gleichgeblieben.

Die erste deutsche konsularische Vertretung in Shanghai ist 1852 das Konsulat der Freien und Hansestadt Hamburg. Erster Konsul ist ein Engländer. Preußen ist ab 1853 konsularisch vertreten. 1884/1885 errichtet das Deutsche Reich am Bund, Whangpoo Road (Huangpu lu) 9-10, ein neues Generalkonsulat mit Wohn- und Dienstgebäuden, die bis 1937 genutzt werden sollten. Der Reichstag stellte dafür 1884 260.000 Mark bereit, woraufhin ein Zentrumsabgeordneter zur Sparsamkeit mahnt: „Das ist, meine Herren, doch immer ein beachtenswerter Betrag, wenn es sich nur darum handelt, ein Gebäude für ein Konsulat zu errichten, für ein sehr weit entlegenes Konsulat, welches doch wohl auf einen Palastbau keinen Anspruch machen dürfte.“



Von rechts: Wohn- und Dienstgebäude des Deutschen Generalkonsulats, Russisches Konsulat, dahinter Astor Hotel, Dt. Ev. Kirche und Kaiser-Wilhelm-Schule. Shanghai, 20er Jahre ebd., S. 143

¹ Nachstehende Vorstellung des Buches frei nach der Autorin.

Die Bezüge waren schon vor über hundert Jahren zu gering bemessen. 1900 bittet Generalkonsul Knappe um Gehaltserhöhung und Kriegszulage. Die Gesandtschaft in Peking unterstützt Knappes Bitte: „Letzterer hat seit seiner Rückkehr nach Shanghai im August d. J. fast unausgesetzt Logier-Besuch gehabt, dem er sich nach dem hier zu Lande herrschenden Herkommen und angesichts der Überfüllung des einzigen größeren Hotels in Shanghai nicht wohl versagen konnte. Die Offiziere der Land-Armee und der Marine sind aber seit langem daran gewöhnt, mit häufigen Einladungen an den Tisch des General-Konsuls bedacht zu werden, und Dr. Knappe wird diesen Erwartungen in gastfreier Weise gerecht.“

Auch Heimaturlaub gab es selten. So versuchten die Generalkonsuln, dem unerträglichen Shanghai-Sommer in eine hochgelegene Sommerfrische in der Nähe zu entfliehen. 1904 berichtet Generalkonsul Knappe an Reichskanzler von Bülow: „Da die Sommermonate in Shanghai unerträglich zu sein pflegen und mein Körper nicht mehr die Widerstandsfähigkeit früherer Jahre besitzt, bitte Euer Excellenz ich gehorsamst um die Genehmigung, mich vorübergehend in den von Shanghai aus erreichbaren Bergen Mokanshan oder Kuling aufhalten zu dürfen. ... Eine tägliche Kommunikation und eine sofortige Rückkehr ist leicht möglich.“

Andere Dokumente belegen die Bemühungen um eine Erhöhung der Bezüge für die Bediensteten oder um Bewilligung der Kosten für eine Modernisierung der Gebäude. So heißt es in einem Schreiben vom 31. August 1910 an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg: „Die 19 im Dienstgebäude tätigen weißen Beamten und die fünf chinesischen Schreiber des Generalkonsulats sind auf ein einziges Pissoir ohne Wasserspülung, einen einzigen Nachtstuhl und eine einzige Waschkübel mit laufendem Wasser angewiesen, welche Gelegenheiten übrigens außerhalb der Dienststunden auch von den chinesischen Boys und Kulis benutzt werden. Alles zusammen befindet sich in einem einzigen kleinen Raum mit Holzfußboden.“

1917 bricht China die diplomatischen Beziehungen mit dem Deutschen Reich ab. 1921 wird das Generalkonsulat wieder eröffnet. Es wird Generalkonsulat I. Kl., hat also denselben Rang wie das Generalkonsulat New York.

Am 13. Mai 1933, drei Tage nach der Bücherverbrennung in Berlin, überreicht die China League for Civil Rights – angeführt von Song Qingling, der Witwe des Staatsgründers Sun Yatsen und späteren Ehrenvorsitzenden der VR China – im Generalkonsulat ein Protestschreiben gegen den

Terror und den Verstoß gegen Presse-, Rede- und Versammlungsfreiheit in Deutschland.

1937 mietet sich das Generalkonsulat im Glen Line Building, Ecke Peking Road am Bund ein. Die frühere Unterkunft wird wegen Termitenbefalls abgerissen. Man plant einen Neubau an der alten Stelle, doch bevor er begonnen werden kann, wird das Gebiet von japanischen Truppen besetzt.

Von 1934 bis 1939 amtiert Hermann Kriebel, Generalkonsul I. Klasse, und von 1939 bis 1944 Martin Fischer mit der Amtsbezeichnung Gesandter. Er hat einen schweren Stand, weil die Nationalsozialisten, die Shanghai zu einem Spionage- und Propagandazentrum ausgebaut haben, zahlreiche halbamtliche und Parteidienststellen einrichten, die dem Generalkonsulat seine Position als offizielle Vertretung Deutschlands streitig machen. Ende September 1944 wird Fischer in den Ruhestand versetzt.

Nach der Kapitulation wird das Generalkonsulat am 12. Juni 1945 geschlossen. Eine Weile kann es noch als nichtamtliche Hilfsstelle für Deutsche in Shanghai tätig sein. 1946 werden die deutschen Bediensteten wie viele andere Deutsche repatriert. Seit Wiedereröffnung des Generalkonsulats am 15. Oktober 1982 befinden sich Kanzlei und Residenz in der Yongfu lu Nr. 181 bzw. 151 in der ehemaligen Französischen Konzession. Diese Straße hieß zu ihrer Entstehungszeit 1930 bis 1943 Route Père Huc bzw. Rue du Père Huc. Beide Gebäude sind im sog. spanischen Stil errichtet und stehen unter Denkmalschutz.

Das Generalkonsulat Shanghai ist heute die drittgrößte deutsche Auslandsvertretung in Ostasien. Es unterstützt deutsche Unternehmen bei der Ansiedlung im Yangtse-Delta und fördert die Ansiedlung chinesischer Unternehmen aus Ostchina in Deutschland. Es erteilt Visa an Geschäftsleute, Studenten, Künstler und Touristen, die nach Deutschland reisen wollen. Es ist Anlaufstelle für Tausende von Deutschen, die für einige Jahre Shanghai und die umliegenden Provinzen ihre Heimat nennen. Und schließlich trägt das Generalkonsulat deutsche Kultur und Sprache von Shanghai aus weit hinaus ins Land.

Maxwell, Robin: Gate of Good Omen. A Trilogy. Selbstverlag 2007, illustr. mit Plänen von Wladiwostok, Tientsin und dem Weihsien-Internierungslager 1944, 454 S. ISBN 0-9694122-7-4. Preis für die drei Bände zzgl. Versandkosten (Land): US \$ 25,00 + 7,00, Can \$ 28,00 + 8,00, UK £ 13,00 + 6,00, Aus \$ 33,00 + 14,00, € 20 + 9. – Bestellung mit beigelegtem Scheck zu richten an: Pangli Imprint, 1582 Rena Crescent, West

Vancouver, BC V7V2Z3, Canada. Bitten um Auskünfte an: ok@bookwright.com.

In dieser weitgefaßten Trilogie: Terence's Story, Natalia's Story und Charles's Story, die ein Vierteljahrhundert von der alliierten Intervention gegen die Russische Revolution bis zu Japans ostasiatischem Angriffskrieg umspannt, erzählt Maxwell (eigentlich: Desmond Power, in Tientsin aufgewachsen), wie die Zeitläufte das Leben der drei zentralen Figuren maßgeblich bestimmt haben.

Mühlberger, Sonja: Geboren in Shanghai als Kind von Emigranten. Berlin: Hentrich & Hentrich 2006, Jüdische Miniaturen, Band 58, 62 S. ISBN 3-938458-44-2. – € 5,90.

Sonja Mühlberger wurde 1939 als Tochter von Hermann und Ilse Krips kurz nach deren Ankunft in Shanghai geboren. Früh lernte sie das entbehrensreiche Leben der Emigranten im ärmlichen, kriegszerstörten Stadtteil Hongkew (Hongkou) unter japanischer Besatzung kennen. 1943 wurde er teilweise zum Ghetto erklärt, das nur in Ausnahmefällen über die Garden Bridge, streng kontrolliert, betreten und verlassen werden durfte. Nach dem Krieg wünschte die Familie Krips – anders als die meisten der etwa 18.000 Emigranten – die Rückkehr nach Deutschland. Im Juli 1947 brachte der vom UN-Flüchtlingshilfswerk bereitgestellte US-Truppentransporter „Marine Lynx“ 650 Deutsche und Österreicher in ihre Heimat zurück.

Scharlau, Winfried: Der General und der Kaiser. Die amerikanische Besatzung Japans: 1945-1952. Bremen: Verlag H. M. Hauschild GmbH 2003, 152 S. ISBN 3-89757-197-8. – € 14,50.

Der studierte Historiker, der zwölf Jahre als deutscher Fernsehkorrespondent in Ostasien verbrachte, legt hier eine herausragende Studie über die Jahre der amerikanischen Besatzung Japans vor. Interessant sind auch die gelegentlichen Vergleiche der amerikanischen Besatzungspolitik in Japan und Deutschland.

Als nach dem Abwurf der Atombomben Japan kapitulierte und am 28. August 1945 zum allerersten Mal in Japans Geschichte fremde Truppen, noch dazu als Sieger, ins Land kamen, begann ein gesellschaftliches/politisches Reformprojekt, das zwei Kulturen aufeinanderprallen ließ – das über 2.600 Jahre alte kaiserliche Japan und die junge Weltmacht USA.

Washington, vertreten durch den überaus selbstbewußten und eigenwilligen General Douglas MacArthur (1880-1964), versuchte nichts weniger als eine „geistige Revolution“, die Japan Demokratie und westliche Werte bringen sollte. Das Expe-

riment gelang, weil MacArthur als „Supreme Commander Allied Powers“ (SCAP), sich sogar über Anweisungen der eigenen Regierung hinwegsetzend, Kaiser Hirohito – obwohl oberster Kriegsherr – von jeder Kriegsschuld reinwusch und statt dessen der Militärclique unter General Tojo die alleinige Schuld für die Angriffskriege auf China, Südostasien und schließlich die USA aufbürdete. Der General zog den Kaiser auf seine Seite, damit er die Reformen der Besatzer legitimierte, unterstützt durch eine rigorose Zensur, die der japanischen Gesellschaft die lenkende Hand der Besatzungsmacht verbarg.

Winfried Scharlau behandelt eindrücklich die geniale Selbstenzenierung des Generals, den dramatischen Akt der Kapitulationsunterzeichnung auf dem Schlachtschiff „Missouri“ am 2. September 1945, die aufgezwungenen Reformen (wie er etwa eine neue pazifistische Verfassung durchsetzte) und die Kriegsverbrecherprozesse gegen das japanische Militär und die politische Klasse (die Kempeitai, die vordem gefürchtete Geheimpolizei, und die Industriebosse wurden verschont), wobei allein Verbrechen gegen „Weiße“ mit Nachdruck geahndet wurden. Straftaten gegen Asiaten blieben weitgehend ungesühnt, z.B. das Massaker an der Zivilbevölkerung in Nanking 1937/1938. Aus dem „großen ostasiatischen Krieg“, wie ihn die Japaner nannten, wurde nun aus amerikanischer Sicht der „pazifische Krieg“.

Als im Jahre 1947 die USA und die Sowjetunion in die Konfrontation zu schliddern begannen, mußten die Weichen der internationalen Politik neu gestellt werden. Die „Truman-Doktrin“ erforderte auch eine Neubewertung der Besatzungspolitik in Deutschland und Japan. Um zu verhindern, daß Japan wie schon China in den Einflußbereich der Sowjets geriet, drängte die Administration in Washington auf das Ende der Reformpolitik zugunsten der Wiederbewaffnung Japans. Diese Wendung und der Korea-Krieg bildeten in der Nachkriegsgeschichte Japans eine tiefe Zäsur, denn die militärischen Operationen bescherten Japan eine „Kriegskonjunktur“ ohnegleichen. MacArthur, der auf diese Entwicklung kaum mehr Einfluß nehmen konnte, war zum Chef des UN-Kommandos in Korea ernannt worden, wurde aber wegen militärischer Fehleinschätzungen im April 1951 überra-



*General MacArthur
mit Seidenmütze, Sonnenbrille
und Maiskolbenpfeife
ebd.: Buchumschlag*

schend entlassen.

Am 28. April 1952 endete nach Abschluß des Friedensvertrags zwischen den am Pazifikkrieg beteiligten Staaten (ausgenommen die Sowjetunion und China) die amerikanische Besatzung in Japan.

Walravens, Hartmut (Hrsg.): Erwin Ritter von Zach (1872-1942). Gesammelte Rezensionen. Chinesische Sprache und Literatur in der Kritik. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2006, 199 S. ISBN 978-3-447-05423-9. – € 48,00.

Erwin von Zach publizierte einen nicht geringen Teil seines sinologischen Oeuvres in kaum bekannten Provinzblättern wie „De Chinesische Revue“ oder „Deutsche Wacht“, beide in Batavia verlegt (siehe dazu StuDeO-INFO April 2006, S. 30). Zachs Rezensionen sind direkt und kompromißlos, aber konstruktiv. Dazu ein typisches Beispiel:

„L. Woitsch: Lieder eines chinesischen Dichters und Trinkers (Po Chü-i). Leipzig: Asia Major-Verlag 1925:

Po Chü-i, von allen chinesischen Dichtern der leichtfüßigste und uns Europäern am ehesten verständliche, nannte sich selbst ‚tsui-yin-hsien sheng‘, d.h.: der Alte, der trunken Verse dichtete. Po Chü-i war nämlich sein ganzes Leben lang trunken, aber nicht vom Weine, sondern von der Schönheit, vom Frühling, vom Leben – er war ein Optimist und ein Genießer, der seine Glücksgefühle in dithyrambischen Liedern äußerte. Diesen selbstgewählten Namen ‚trunkener Dichter‘ übersetzt nun Woitsch mit ‚Dichter und Trinker‘; man könnte Po Chü-i kaum einen größeren Schimpf antun. ... So schlecht wie die Übersetzung des Titels ist nun auch das ganze Buch: es ist eine Sammlung von Fehlern und Mißverständnissen. Hier nur ein Beispiel: S. 52 findet sich folgende Übersetzung:

Bezaubernd ist der Blüten Gelb im Ching-ku Garten.

Es rauschen die Blätter am Wege zum Chü-chiang Kiosk.

Nirgends gab es ja schon in früheren Zeiten,
So viele Weidenbäume am Wege als in Su-chou.

Im Original heißt es aber (wörtlich übersetzt):

Im kaiserlichen Park bei Loyang bewunderte ich der Weidenzweige reizendes Gelb,
Am Mäanderflusse bei Ch’ang-an schätzte ich des Weidenlaubes zitterndes Grün.

Wo immer ich aber auch früher herumgewandert bin,

Nirgends sah ich der Weiden so viele wie in der Stadt Soochow.“

Williams, Stephanie: Olga’s Story. London: Penguin Books 2005, 412 S. ISBN 0141-01152-1. – € 11,90.

Die kanadische Journalistin erzählt sehr spannend vom Leben ihrer 1900 geborenen russischen Großmutter. Olga entstammte einer reichen Kaufmannsfamilie aus der Nähe von Irkutsk, und es gelang ihr als einzige der Familie, vor den neuen kommunistischen Machthabern zu fliehen. Sie entkam zuerst nach Wladiwostok und dann, 1921, nach Tientsin. Die Verfasserin beschreibt die Stadt und das Leben dort – aus Sicht der russischen Konzession – präzise und zutreffend.

Zhou Chun: Ach, was für ein Leben! Schicksal eines chinesischen Intellektuellen. Hamburg: Abera Verlag 2006, 416 S., 8 Fotos. ISBN 3-934376-27-4. – € 26,00.

Der autobiographische Roman von Professor Zhou ist typisch für das Schicksal einer ganzen Generation chinesischer Intellektueller. Früh erwachte in ihm der Wunsch, Armut und Unmündigkeit in seinem Land zu bekämpfen. Im Bürgerkrieg stellte er sich daher auf die Seite der KP. Seine Sprachkenntnisse ließen ihn zum Dolmetscher der Staats- und Parteispitze aufsteigen. So dolmetschte er bei Besuchen deutscher Delegationen für Zhou Enlai und Mao Zedong, wobei er reiche Erfahrungen hinsichtlich der Geschichte der deutsch-chinesischen Beziehungen in den 50er Jahren sammelte.

Sein Wunsch, „dem Volke zu dienen“, wie es von Mao gefordert und von vielen Intellektuellen in der Aufbruchseuphorie der 50er Jahre unterstützt wurde, ging jedoch nicht in Erfüllung. 1957 ermunterte die Parteispitze während der „Hundert Blumen Kampagne“ dazu, Kritik am Arbeitsstil der eigenen Organisationen zu üben. Zhou Chun folgte arglos dieser Aufforderung. Die Konsequenz: Für zweiundzwanzig Jahre mußte er, als „Rechtsabweichler“ gebrandmarkt, in Gefängnissen, Arbeitslagern und in entlegenen Gebieten unter menschenunwürdigen Umständen schwerste körperliche Arbeit leisten. Erst 1979 erlangte er die Freiheit wieder. Als Germanistik-Professor kam er 1988 nach Berlin, seine, wie er bekennt, nach Shanghai und Peking „dritte“ Heimatstadt. 2004 kehrte Zhou Chun nach Shanghai zurück, wo er mit seiner deutschen Ehefrau lebt und sich überzeugt als Mittler zwischen Deutschland und China versteht und sich entsprechend einsetzt.

Vermischtes

Leserbriefe

Das war eine echte Überraschung mit dem Titelbild, und meine Mutter [*Berta Burghardt*] – wäre sie noch am Leben – hätte sich sicher sehr über das Leinenbild und das Gedicht aus dem Poesiealbum gefreut, und manche Erinnerung wäre in ihr wach geworden. Sie starb 1996 bei mir im Pfarrhaus. Die zwei weiteren zu ihrer Unterschrift hinzugefügten Vornamen sind die ihrer beiden Töchter (nicht Söhne!). Liesje (5 J.) und Anneke (3½ J.) sind holländische Verkleinerungsbezeichnungen für Elisabeth und Anna. Sie waren die jüngsten ihrer Kinder, drei Buben gingen voraus: Hans (9 J.), Christoph (7½ J.) und Benno (6½ J.). Wir Brüder waren in dieser Zeit in einem Internat holländischer Schulbrüder. Zwei- bis dreimal in jenem Jahr [1940-1941] durften wir unsere Mutter in Tjibadak besuchen. Im Entlassungslager Sindanglaja war die Familie (außer Vater natürlich) wieder komplett. Die auf der Decke genannte Frau Kern stand meiner Mutter hilfsbereit zur Seite. Sonst sagen mir nur die Namen Kissendorfer und Jenke etwas, die ich aus meiner Schul- und Hitlerjugendzeit in Kobe kannte, wo wir damals landeten. Die holländischen Schulbrüder sind ein katholischer Orden, die in Holland und in den holländischen Kolonien im Unterricht und in der Erziehung von Jungen tätig waren. Sie unterhielten in

Buitenzorg (Bogor) – ca. 60 km südlich von Batavia – eine Schule mit Internat. Im Internat waren vor allem Kinder holländischer Plantagenbesitzer aus nah und fern. Unsere Familie wohnte seit etwa 1939 in Buitenzorg wegen meiner asthmatischen Erkrankung, und wir drei Buben gingen in diese Schule. Wir durften später hier weiter zur Schule gehen und wohnten dann im Internat, und das alles, nachdem mein Vater interniert worden war. Wir waren eine praktizierende katholische Familie, und Kinder, Pfarrei und Schule bildeten eine Einheit.

In der Buitenzorg-Zeit fuhr mein Vater jeden Tag nach Batavia in seine Firma. Unser gemietetes Wohnhaus hatten wir nicht aufgegeben, darin war auch das Geschäft untergebracht. Mein Vater (geb. 1899), der den Kaufmannsberuf erlernt hatte, ging in der wirtschaftlich schweren Zeit als Vertreter einer Pforzheimer Bijouterie-Firma 1923 nach Niederländisch-Indien. Er reiste hauptsächlich auf Java, besuchte aber auch Sumatra und Celebes. So um 1928/1929 muß er sich in Batavia selbständig gemacht haben, ließ seine Verlobte, Berta Stähle (geb. 1900), nachkommen. Sie heirateten im August 1929. Dort in Batavia kamen wir Kinder alle zur Welt.

Pfr. Christoph Burghardt, Engen

Arthur Braun wurde in Tjibadak 16 Jahre alt und ist von dort aus nach Kota Tjane in das Internierungslager der Männer abtransportiert worden. Frau Braun und Martin sowie Frau Steinhauer und Hans sind später nach Sarangan gekommen. Frau Braun wurde eine der besten Lehrerinnen dort, mußte aber Sarangan 1943 verlassen, da sie mit ei-

nem Juden verheiratet war und das den hohen Herren in Tokyo in der damaligen Zeit nicht gepaßt hat. Sie zog mit ihrem Sohn Martin nach Bandoeng. Frau Steinhauer hat in Sarangan in der Leitung des Hotels Asia mitgewirkt und blieb auf Java bis 1949.

Hanns Hachgenei, Aschaffenburg

Ich möchte mich für den Abdruck meines Berichtes über Frau Bomford bedanken. Leider ist bei der Drucklegung ein Fehler passiert: Auf Seite 23, linke Spalte, ist zweimal „Heiland“ statt „Heliand“ zu lesen! Fräulein Kissendorfer hat also eine Mäd-

chen-Vereinigung gegründet, die sie „Heliand“ nannte, wahrscheinlich als eine örtliche Gruppe des in den 20er Jahren entstandenen deutschen Heliand-Bundes junger katholischer Mädchen.

Jürgen Lehmann, Mariazell

Der Beitrag auf S. 14 des Septemberheftes hat mich sehr interessiert, da unsere Eltern in Hankow 1931 heirateten und einen Teil der Hochzeitsreise in Kuling verbrachten. Der Empfang danach fand

im Hause Titus statt. Frau Agnes Arndt Blair arrangierte die Hochzeit.

Gerade kommt die Post mit dem Dezemberheft. Der Artikel von Adolf Felsing ist fesselnd, da un-

sere Mutter mit den Felsings und Würfels in Harbin aufwuchs. 1971 besuchte unsere Mutter Eugen Felsing in Sydney. Unsere Mutter sprach auch von der Familie Gudtke, und wir hatten Ende 1948 in Shanghai Kontakt mit Lipphardts – beide Namen

in dem Artikel erwähnt. So kommen verschiedene Erinnerungen aus den Chinajahren unserer Eltern zurück.

Emanuela Mousley geb. Mayer, Toronto

Ich freue mich immer, wenn die StuDeO-Hefte kommen, weil darin so manches steht, was mich interessiert. So war es im vorherigen Heft der Artikel „Zwischen Rikscha und Reifeprüfung“. So ähnlich wie in Shanghai war es auch zu meiner Schulzeit in Hankow, dachte ich beim Lesen. In

der Kaiser Wilhelm-Schule in Hankow ging der Unterricht nur bis einschließlich Obertertia, und so fuhr ich 1929 nach Deutschland, um dort das Abitur zu machen.

Anneliese Veit geb. Sachse, Frankfurt am Main

Allelei

Inge Kutzbach geb. Breuer schickte uns den Artikel „Tigerfell-Trick am Gelben Meer“ von Sebastian Knauer aus „Spiegel Online“ zu. Hier eine Kurzfassung:

„Dinner for One“ gehört zu Silvester wie Freddie zum Tigerfell und schlägt in der Beliebtheit längst die Neujahrsansprache der Kanzler. Auch in China hängen die Fans gebannt am Fernsehschirm – dank einer kleinen Gemeinde von deutschen Auswanderern. In der deutschen Kneipe „Mannheimer Eck“ in Qingdao (früher: Tsingtau) wird der Sketch sehr zur Freude der Chinesen in Originalfassung auf einem Großbildschirm gezeigt. Den 60 Jahre alten Laden hatte der Mannheimer Willi Werle im Jahre 2001 übernommen. Der Techniker und gelernte Metzger hatte zuvor für eine badische Firma eine

Chemieanlage in Qingdao aufgebaut und sich in eine Chinesin verliebt. Seitdem schauen zum „Tsingtao-Beer“ oder anderen Alkoholika jedes Jahr rund 60 „Dinner for One“-Fans aus Deutschland, Korea, Schweden, der Schweiz und eben auch aus China den Sketch um die Geburtstagsrunde von Miss Sophie und Butler James an.

Andere deutsche Bräuche haben es in der ehemaligen deutschen Kolonialstadt etwas schwerer. So konnte in der katholischen St. Michaels-Kirche Ende 2006 zwar ein deutschsprachiger Gottesdienst abgehalten werden. Ein geplanter Weihnachtsmarkt mit Glühwein und Bratwürsten wurde von den Behörden aber ohne Begründung abgelehnt.

Vereinsnachrichten

◆ Neue Mitglieder

Wir freuen uns, in unseren Reihen sieben neue Mitglieder begrüßen zu können. Somit beläuft sich die Zahl der Mitglieder gegenwärtig auf 418.

Hinzugekommen sind:

Sibylle Flock

Marion Harder geb. Glagowski (Shanghai 1936-1946)

Ingeborg Liebchen geb. Zimmermann (Bandoeng, Yokohama, Karuizawa 1937-1947)

Christian Macke (Tientsin 1925-1928)

Wiebke Maurer geb. Krupski

Felizitas von Reis geb. Richard (Tokyo 1935-1947)

Gerhard Wolf (Changsha, Chefoo 1927-1936)

◆ Archiv mit Fotothek

Wieder ist viel wertvolles Material – Bücher, Manuskripte und Bildmaterial – teils leihweise, teils auf Dauer ins Archiv gelangt. Dafür sei allen Einsendern herzlich gedankt. Als besonders erfreulich weil aufschlußreich erwähnen wir die Zuwendungen von Elisabeth Huwer, Liselotte Kloth, Peter Kröger, Ilse Martin-Fang, Emanuela Mousley und Dirk Steenken.

◆ Mitgliederversammlung

Am Samstag, dem 23. Juni 2007, 14 Uhr, findet in Hamburg die turnusmäßige Mitgliederversammlung statt. Wir bitten, die diesem Heft beiliegende Einladung zu beachten.

◆ Mitgliederliste¹

A Claudia M. Agad, Ingeborg Andreae, Jörn Anner, Bianca Hedi Arndt, Elke L. Arndt, Lotte Arnt, Gertrud Atzert, Pfarrerin Cornelia Ayasse – **B** Helge u. Bernard Bahlmann, Lieselotte Balsler, Helga Barnett, Nancy Bartel, Hermann Basel, Wilma Baumberger, Elfriede Baur, Wolfgang S. de Beauclair, Marita Beck, Dr. Bert Becker, Helga Becker, Otto Behrens, Norbert Bellstedt, Ursula u. Horst Bernhard, Fridolin Berthel, Renate Bialy, Barbara Bieling, Dr. Annette Biener, Dr. Lothar Biller, Dr. Hans-Joachim Birkenbeil, Henning Blombach, Rolf A. Blume, Eva Bodenstern, Manfred Bökenkamp, Renate u. Otto Bolln, Karin Bolognino, Barbara Borkowetz, Dirk Bornhorst, Barbara R. Bornmann, Annie Boss, Dr. Eike E. Bracklo, Dr. Sylvia Bräsel, Klaus Brambach, Elisabeth Bredebusch, Brigitte u. Gerd-Peter Brexendorff, Rainer Bruchmann, Adelinde Brunner, Yanan u. Peter Brym, Lore Bürgermeister, Dr. Werner Bürklin, Rev. Frederick Burklin – **C** Anne-Marie Chow, Ellen Cochrum, Hans-Peter Cortum, Irene Cowan, Sigrid Crome, Gisela Czernicki – **D** Niels Dahmann, Erika u. Walter Dello, Prof. Ingrid Dörnbrak, Dr. Heinz Doerner, Axel Dörrenbach, Kirsten u. Michael Dormaier, Claus Drebing, Ilse Drebing, Peter Drebing, Friedrich Drews, Greta von Drigalski, Dr. Almut Dunnington, Rudolf Dunsing – **E** Dr. Cord Eberspächer, Freya u. Ernst Dietrich Eckhardt, Barney Egan, Heinz J. Eggeiling, Ingrid Eggers, Christian Eickhoff, Reinhard Einsel, Prof. Siegfried Englert, Heddy Erler, Lilo Ertelt, Prof. Wolf Eysoldt – **F** Ursula Fähler, Dr. Rainer Falkenberg, Adolf Felsing, Harald Fessmann, Ernst August Findorff, Jürgen L. Fink, Friedrich Flakowski, Eva Flexer, Sibylle Flock, Camilla Folgmann, Helmut Christian Framhein, Jochen Framhein, Roland Framhein, Otto Frei, Susanne Fricke, Carl Friedrich, Ursula Frommelt, Helga Iris Furtak – **G** Ingeborg Gade, Lara Gatermann, Roswitha Gehrman, Prof. Dr. Klaus Genthner, Hans-Jürgen Geschke, Helga u. Franz Geyling, Hans-Bernd Giesler, Pastor Reinhard Gilster, Ingeborg Gleiß, Gisela von Goldammer, Stefanie Graf, Carla Greis, Christa Griffin, Irmgard Grimm, Joachim Grimm, Dianne d'Alpoim Guedes, *******; Edith Günther, Wolfgang Günther, Irmgard Gugel – **H** Dietlind Hachmeister, Hilmar W. Haenisch, Rolf Haesloop, Gustav Hake, Dr. Heyo E. Hamer, Dieter von Hanneken, Marion Harder, Ingrid Haskamp, Pfarrer Gerold Heinke, Theodor Heinrichsohn, Dr. Georg-Ludwig

Heise, Dorothy Held, Barbara Helm, Hildegard u. Pfarrer Herwig Herr, Marianne u. Lothar Herrkind, Anne Heye, Christl Hickman, Pfarrer Christoph Hildebrandt-Ayasse, Eva-Inge Hintze, Paul Erik Höne, Ilse Hoferichter, Dr. Edmund Hoffmann, Brigitte u. Herbert Hoffmann-Loss, Dr. Elise Hofmeister, Dr. Nina u. Prof. Dr. Dietrich Hohmann, Konrad Hoppe, Dr. Susanne Hornfeck, Martin Hudec, Dr. Fritz Hübötter, Gudrun Hueniges, Inge Huetter, Peter Hütz, Elisabeth Huwer – **I** Marianne u. Pfarrer Bernhard Isermeyer – **J** Jutta Jäger, Heinrich G. Jährling, Marianne Jährling, Renate Jährling, Ursula u. Rudolf Jährling, Günter Janke, Hans Michael Jebsen, Christa Jenke, Rose-Claire Joedicke, Johanna Johannsen, Tess Johnston, Dr. Reiner Jordan, Dr. Thomas Jordan, Barbara u. Wolfgang Julius, Manfred R. Jung – **K** Gisela Kallina, Dr. Vera Katzenberger, Bettina Kemna, Heidi Kemper-Didaskalu, Dr. Werner Kiessling, Steffi Kiessling-Plewa, Marlies Klare, Helga Klassmann, Marianne Kleemann, Berta Kleimenhagen, Hellmut Klicker, Liselotte Kloth, Inge Koch, Sophie Koch-Weser, Ingeborg Kohlmeyer, Dr. Ingeborg Koops, Hans Korter, Eckhard Korthus, Anne-Marie Kost, Karl Kranz, Inge Kraut, Hartmut Kreier, Dr. Françoise Kreissler, Dr. Theo Kress, Peter Kröger, Helene Kühl, Heidemarie Kuh, Ingeborg Kutzbach – **L** Dirk van der Laan, Dr. Josef Lamprecht, Paula Lauterbach, Jürgen Lehmann, Elke u. Klaus Lehnert, Dr. Hanno Lembke, Wolf-Dieter Lenigk, Harold G. Lenz, Rudolf Lenz, Gertrud Leopold, Dr. Heidi von Leszczynski, Frau Mu Li, Prof. Li Kui-liu, Ingeborg Liebchen, Norbert Liebeck, Dr. Dieter Lorenz-Meyer, Karl-Heinz Ludwig, Angelika Lübben, Gerda Lück, E. Augustin von der Lühe, Ute u. Detlef von der Lühe, Dr. Gertraud Luther, Hildegard u. Gerhard Lutz – **M** Christian Macke, Maria Manning, Claudia Markevich, Ursula Marshall, Prof. Dr. Ilse Martin-Fang, Prof. Dr. Wilhelm Matzat, Irmtraud Maurer, Dr. Wiebke Maurer, Almuth Mautner Markhof, Charlotte McClelland, Gertrud Mechlenburg, Elke Meller, Heidi u. Udo Meske, Adelheid Meyer, Helmut H. Meyer, Inge Meyer, Gisela Meyer-Schmelzer, Fred Mittag, Eberhard Möschel, Françoise Moreau-Arnold, Dr. Emanuela Mousley, Reimar Mucks, Manfred Müller, Utz Müller, Wiki Müller, Dr. Peter H. Müller-Brunotte, Erika Münz, Ruth u. Utz Munder – **N** Dierk Nauert, Thies Nauert, Ruth Neschen, Cäci Netolitzky, Inge Neumaier, Werner Noll, Ingrid Nonnenmann, Margit u. Leo Nürnberger – **O** Lore Oehler, Carla u. Wilhelm Osterfeld, Ursula Ott – **P** Christa u. George Pantow, Herbert Parker, Barbara

¹ Mit Nachfragen wende man sich bitte an Renate Jährling.

(*) Hinweis:** der Klarnamen des Autors erscheint nur in der Druckausgabe

Pasemann, Karin Peränen, Vicky Peters, Elsbeth Petersen, Norbert Petz, Dr. Sabine Petzinna, Barbara Piazzolo, Ursula Piepgras, Harry Poulsen – **R** Gretchen u. Fritz von Raumer, Walter Refardt, Dr. Ernst Reiner, Felizitas von Reis, Carol Arndt Reynolds, Siegfried Richter, Dr. Hans Christoph Rieger, Otto Ritter, Gustav Röhr, Dr. Alexander Röhreke, Ruth u. Dr. Horst Rosatzin, Armin Rothe, Helmut W. R. Rothkegel, Renate u. Dr. Viktor Rudloff – **S** Hermann Saefkow, Bernd W. Sandt, Heike Sappelt, Horst Saxer, Dr. Renate Scharffenberg, Erna Scheel, Hilmar Schermall, Axel Scherrer, Gudrun Schilk, Marlene u. Joachim Schmerzahl, Dietrich Schmidt, Hans-Joachim Schmidt, Dr. Günther Schmitt, Dr. Steffi Schmitt, Barbara Schmitt-Englert, Horst Schneewind, Wera Schoenfeld, Uta Schreck, Mathilde Schretzenmayr, Ursula Schrewe, Harald Schultz, Ingrid u. Johann Schultz, Brigitte Schultze, Elsa Schulz, Ingeburg Schulz, Reinhild u. Friedhelm Schwamm, Emilie Schwammel, Wolfgang Seele, Erika Seele-Clairiot, Helga Selig, Ingo Selig, Nina Shonerd, Dr. Eberhard Sieber, Dr. Kurt Detlev Siemssen, Prof. Dr. Rolf-Hendrik Siemssen, Rainer Simon, Ray Skoff, Stephan Skroch, Chris Smith, Horst-Harold Smith,

Pfarrerin Irmgard Soltau, Elke Stähle, Erika Stähle, Dr. Wolfgang Stange, Marianne Steffen, Ilse-Marie Steger, Eddy Stengel, Renate Stephan, Ellinor Stingl, Martha Strasser, Dr. Inga Streb, Sieglinde Streiner, Ursula Symington – **T** Ralf Täuber, Hedi u. Ludwig Thamm, Dr. Johann G. Thieme, Rolf P. Thoma, Dr. Gerhard Tiedemann, Dr. Eike-Olaf Tillner, Rudolf Tritthart, Carmen Turner – **U** Ursula Ullmann, Esther Unger, Dr. Hedi u. Dr. Heinz Uragg, Hans-Dieter Utech – **V** Luise Vehring, Anneliese Veit, Hilke Veth, Natalie u. Edmund Vidal, Ilse Vornhecke – **W** George D. Wagner, Prof. Dr. Wilfried Wagner, Franziska Wahle, Charlotte Wallenstein, Militina Walther, Ina Walther-Weisbeck, Herr Wang Xiao Fu, Hans Weber, Irmgard u. Dr. Karl-Arnold Weber, Dr. Wolf H. Weihe, Jürgen Wellbrock, Inka u. Hinrich Wesselhoeft, Gerda Westendorf, Alessa E. de Wet, Rosemarie u. Albert Wetzel, Wriedt Wetzel, Maria Wichmann, Dr. Sylvia Wilm-Möstl, Adelheid Winterstein, Dr. Antje Wirtz, Fritz Wittig, Dorothea Wittmann, Ursula Wörmann, Antonia Woike, Gerhard Wolf, Irmgard Wollny, Fritz Wolters, Barbara R. Woods – **Z** Ernst Zander, Herr Zhang Xing Xi, Dr. Ludwig Zumfelde

Inhalt

Basisinformationen zu StuDeO	2
Jörn Anner: Zum Titelbild. Verbundenheit mit Peking über drei Generationen	3
Otto Kübler: Als Pfarrer in Niederländisch-Indien	6
Alfred Tritthart: Als Wasserbauingenieur in Tientsin. Ereignisse nach Kriegsende	10
Br. Kephaz Franz Spee SVD: Mein Einsatz bei der Repatriierung mit der „Marine Robin“	14
Ernst Dietrich Eckhardt: Die Repatriierung aus Japan im Sommer 1947, dargestellt von einem Dreizehnjährigen	15
Adolf Felsing: Die Nachkriegszeit in Harbin (1945-1950). Auszug aus meinen Lebenserinnerungen, 2. Teil	17
Angelika Lübben: Meine zweieinhalb Jahre im Konvent (1947-1949)	21
Günther Huwer: Als Arzt in Korea zwischen 1954 und 1959, 1. Teil	23
Martha Strasser: Die Einladung nach Tianjin und der Besuch meines Geburtsortes Hankow	27
Wolfgang Röhr: Kann es ein besseres Beispiel für die Freundschaft zwischen Deutschland und China geben als diesen Mann?	30
Renate Jährling: Buchempfehlungen	31
Vermischtes: Leserbriefe – Allerlei	35
Vereinsnachrichten	36

Ostasien-Runden Hamburg

Als Termin bitte vormerken:

Sonnabend, 3. November 2007

12.00 Uhr mittags

im Chinarestaurant „NI HAO“
in der Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldungen jeweils bis spätestens eine
Woche vorher bei Peter Cortum

Chinarunde München

Als Termin bitte vormerken:

Samstag, 10. November 2007

um 12 Uhr im

China-Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling ***

**Ostasiendeutsche/-freunde
von überall herzlich willkommen!**

Reise nach Tsingtau mit Prof. Dr. Wilhelm Matzat

Der vormalige StuDeO-Vorsitzende (von 1998 bis 2004) hat seine Jugend in Tsingtau (Qingdao) verlebt. China und seine Geburtsstadt haben ihn jedoch nicht losgelassen. Vor allem die Aufarbeitung der deutschen Geschichte in Tsingtau faszinieren ihn bis heute. Begleiten Sie Prof. Dr. Matzat auf dieser Reise und erfahren Sie aus erster Hand, wie das Leben im ehemals deutschen Pachtgebiet verlief. Die Städte Peking und Shanghai vermitteln zudem einen Einblick in das klassische und das moderne China.

Reisename: **Auf den Spuren der deutschen Geschichte in China**

Reisetage: **23. September – 4. Oktober 2007** (12 Reisetage)

Rundreise: Peking, Tsingtau, Shanghai

Veranstalter: China Tours, Studien- und Rundreisen

Weitere Informationen erhalten Sie beim Veranstalter:

China Tours Hamburg GmbH

Wandsbeker Allee 72

22041 Hamburg

Tel. 040-819738-0, Fax 040-819738-88

E-Mail: P.Ta@ChinaTours.de; www.ChinaTours.de

... oder von:

Prof. Dr. Wilhelm Matzat

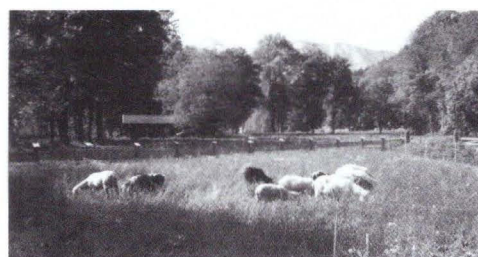
Wolfgang Müller Haus

Machen Sie Urlaub in der kleinen Gemeinde Kreuth im Wolfgang Müller Haus inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wanderwegen befindet sich ringsum, und für Sportlichere bieten hohe Berge und steile Bergspitzen hübsche Anreize.

In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, befindet sich der Tegernsee. Bücher und Spiele sowie eine Stereoanlage bieten willkommene Möglichkeiten zur Muße. Wenn Sie im Archiv recherchieren wollen, genießen Sie zugleich ein paar ruhige Tage.

Unkostenbeitrag pauschal 25,00 € pro Tag.

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate
Jährling oder *** (s. Seite 2).



(*) Hinweis:** der Klarname des Autors
erscheint nur in der Druckausgabe